

Roger de Weck, Recep Erdogan, Stefan Raab, Raoul Weil, Jeffrey Archer

Nummer 49 – 3. Dezember 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Jositsch for Bundesrat

Das Kabinett der Fähigen.
Von Philipp Gut, Peter Keller und Hubert Mooser





NOTENSTEIN LA ROCHE

PRIVATBANK

Das neue Urgestein.

Notenstein La Roche – gebündelte Expertise auf dem Fundament jahrhundertelanger Erfahrung. Mit dem Zusammenschluss der Notenstein Privatbank und der Bank La Roche vereinen sich zwei traditionsreiche Schweizer Privatbanken mit Ursprung im 18. Jahrhundert. Wir sind Bewährtem verpflichtet und denken vorausschauend, um Ihr Vermögen zu schützen.

www.notenstein-laroche.ch

Das Bundeshaus gleicht bereits in den ersten Sessionstagen und eine Woche vor den Bundesratswahlen einem Bienenhaus, die Nervosität ist hörbar. Der Zürcher Neo-Ständerat Daniel Jositsch trug zur Erhöhung der Betriebstemperatur bei mit seiner Aussage, man solle nicht unbedingt die offiziellen SVP-Kandidaten wählen, sondern die besten. Wir nehmen den Mann beim Wort: Was für die SVP gilt, müsste eigentlich auch für die anderen Parteien und die bisherigen Bundesräte gelten. In unserer Titelseite unterziehen Philipp Gut, Peter Keller und Hubert Mooser die wieder antretenden Mitglieder der Regierung einer Leistungs-



Annehmlichkeiten der Weihnachtszeit.

bilanz. Nach dem Jositsch-Prinzip zeichnet sich eine grössere Umbildung ab (Seite 18). Wir werden wie immer aktuell über die Bundesratswahlen, die am kommenden Mittwoch stattfinden, berichten. Deswegen kann es vereinzelt zu einer Verzögerung bei der Auslieferung der *Weltwoche* kommen.

Seine Töchter seien so brav und ordentlich, witzelt Redaktor Alex Baur gerne, er wisse gar nicht, was er falsch gemacht habe. Er selber war als Teenager nicht so brav gewesen, beichtete Baur neulich bei einem Nachtessen unter Kollegen. Zwischen Punk-Szene, Hausbesetzern und Anti-Atom-Aktivistinnen tastete er sich Ende der 1970er Jahre ins Erwachsenenleben vor. Bereits während der Opernhauskrawalle wandelte er sich radikal und setzte sich für ein paar Jahre nach Südamerika ab. Die 80er Bewegung, die vor allem die Kulturszene prägte, aber auch in der Politik einige Spuren hinterlassen hat, erschien ihm schon damals dekadent und sinnlos. Wir haben unseren Kollegen

ermuntert, die Geschichte seiner Generation niederzuschreiben. Das Stück geriet zu einer bitterbösen, aber keineswegs verbitterten Abrechnung. **Seite 44**

Seine Lordschaft Jeffrey Howard Archer, Baron of Weston-super-Mare, empfing Rolf Hürzeler zu einem exklusiven Termin in seinem Londoner Penthouse an der Themse. Hier erzählte der frühere Intimus der verstorbenen Premierministerin Margaret Thatcher aus seinem stürmischen Leben, das er nun in einer fiktiven Biografie literarisch aufgearbeitet hat. Der 75-jährige Archer erlebte nach einem steilen Aufstieg einen umso tieferen Fall – und ist heute wieder eine Stütze der Gesellschaft. **Seite 62**

Die «Winterzauber»-Beilage gehört zu den jüngeren Traditionen der *Weltwoche*. Auch in diesem Dezember bringen wir Ihnen die Annehmlichkeiten der Weihnachtszeit nahe. So schildert die US-Botschafterin in Bern, Suzan G. LeVine, in einem persönlichen Essay, wie sie die Feiertage erlebt. Daneben präsentieren wir Ihnen Geschenkvorschlüsse, eine Umfrage bei Persönlichkeiten sowie kulturelle, unternehmerische und sportliche Eindrücke zum Schweizer Winter.

In eigener Sache: Die *Weltwoche* baut ihre Berichterstattung im Bereich Kultur und Gesellschaft weiter aus. Es freut uns sehr, dass wir mit Claudia Schumacher eine junge Redaktorin verpflichten konnten, die durch erfrischende Geschichten und ihren eleganten, witzigen Stil aufgefallen ist. Die gebürtige Deutsche, die in Tübingen und Berlin Literatur und Kunstgeschichte studiert hat, kommt von der *NZZ am Sonntag*, wo sie «drei furiose Jahre» (Felix E. Müller) verbracht hat.

Ihre *Weltwoche*

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Tom Kummer,
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*),
Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempter,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky

Sekretariat: Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Roman Küttel, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Luxus Rhein-Kreuzfahrten

mit Suitenschiff MS Thurgau Ultra ☼☼☼☼☼ – ein Schiff wie kein Zweites!

Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 950.–

*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs



Jetzt Katalog 2016 bestellen!

1 Musikalische Schnupperfahrt

Basel–Kehl/Strasbourg–Basel

3 Tage ab Fr. 290.–

(Hauptdeck)

2 Kreuzfahrt zur Tulpenblüte

Basel–Amsterdam–Basel

9 Tage ab Fr. 1240.–

(Rabatt Fr. 950.– abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

- Romantischer Rhein
- Elegantes Luxusschiff zum Superpreis
- Brücken- und Grachtenstadt Amsterdam
- Grosse Kundenzufriedenheit

Reisedaten 2016

16.02.–18.02.*	22.02.–24.02.*	28.02.–01.03.°
18.02.–20.02.*	24.02.–26.02.°	01.03.–03.03.+°
20.02.–22.02.*	26.02.–28.02.°	

* mit Dani Felber ° mit Pascal und Ladyva Silva

+ mit Nicolas Senn

1. Tag Basel–Breisach Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung um 11.00 Uhr und um 11.45 Uhr heisst es «Leinen los!» in Richtung Breisach. Mittagessen an Bord und danach Kabinenbezug. Nach dem Abendessen musikalische Unterhaltung an Bord.

2. Tag Breisach–Kehl/Strasbourg Brunch während der Schifffahrt durch das Elsass in Richtung Kehl. Transfer nach Strasbourg. Stadtrundfahrt/-gang durch die interessante Europametropole und Zeit zur freien Verfügung. Rückkehr an Bord und Abendessen. Die musikalische Unterhaltung darf auch an diesem Abend nicht fehlen.

3. Tag Strasbourg–Basel Auf dem Weg nach Basel findet das Frühstück statt. Ausschiffung und individuelle Heimreise. Programmänderungen vorbehalten

Deluxe Suite (22 m²)



Reisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

21.03.–29.03. 950	14.04.–22.04. 650
29.03.–06.04. 850	22.04.–30.04. 550
06.04.–14.04. 750	

1. Tag Basel Individuelle Anreise. Einschiffung ab 15.00 Uhr. Um 16.00 Uhr «Leinen los!».

2. Tag Strasbourg Stadtrundfahrt/-gang*

3. Tag Königswinter Passage Loreley. Ausflug* Schloss Drachenburg mit Besichtigung.

4. Tag Dordrecht–Rotterdam Ausflug* Windmühlen von Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Stadt- und Hafenrundfahrt* Rotterdam nachmittags.

5. Tag Amsterdam Vormittags Ausflug* zum Keukenhof. Grachtenfahrt* am Nachmittag.

6. Tag Duisburg Ausflug* zur Zeche Zollverein (UNESCO-Weltkulturerbe).

7. Tag Rüdesheim Schifffahrt «Romantischer Rhein». Am Nachmittag Fahrt mit Winzerexpress* zum Weingut von A. Störzel und Weinprobe.

8. Tag Baden–Baden Ausflug* in die Kurstadt.

9. Tag Basel Ausschiffung und individuelle Heimreise.

* Im Ausflugspaket (Fr. 290.–) enthalten, vorab buchbar

Keukenhof



MS Thurgau Ultra***** mit gutbürgerlicher Küche

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Einzelkabinen für 113 Gäste. Suiten mit DU/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon, ind. regulierbarer Klimaanlage. MD/OD mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (14 m²) und Einzelkabinen (12 m²) auf HD mit nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind 18 m² gross. Deluxe Suiten (22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Panorama-Salon/Theatron, Wiener Kaffee, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift MD bis OD. Nichttraucherschiff (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Preise pro Person in Fr.

	1	2*
Einzelkabine Hauptdeck	290	2190
Mini Suite Hauptdeck	290	2190
Junior Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	390	2390
Junior Suite Oberdeck mit franz. Balkon	440	2590
Deluxe Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	490	2790
Deluxe Suite Oberdeck mit franz. Balkon	540	2990
Queen Suite Oberdeck mit Balkon	690	3490
Zuschlag Junior Suite zur Alleinbenutzung	190	990
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	39	66

* vor Rabattabzug

Inkl. Mahlzeiten gem. Programm und Stadtrundfahrt/-gang Strasbourg (Reise 1), Vollpension (Reise 2).

Weitere Fahrten 2016 mit der MS Thurgau Ultra

Basler Fasnacht mit Morgenstrich

3 Tage ab Fr. 390.– 14.02.–16.02.

Kennenlern-Schnupperfahrten

7 Tage ab Fr. 690.– Basel–Koblenz–Basel

Glanzlichter der Donau und Donaudelta

8 Tage ab Fr. 990.– Passau–Budapest–Passau

15 Tage ab Fr. 1790.– Passau–Donaudelta–Passau

Weitere Details im Internet oder Katalog verlangen.

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Katalog verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Asyl-Kaserne

Sessionsstart. Flüchtlinge in Thuner Panzerhallen.

Chamäleon Jositsch.

Von Roger Köppel

Anfang Woche wurden wir als Nationalräte vereidigt. Die Eröffnungssitzung verlief überraschungsfrei. Die erwünschte Zusammenarbeit zwischen den bürgerlichen Parteien scheiterte bereits im ersten Geschäft über die Potentatengelder. CVP und FDP stimmten mit der Linken. Sie liessen rechtsstaatliche Grundprinzipien (Verjährung) im Namen nebelhafter, juristisch schludrig formulierter Moralvorstellungen fallen. Interessant war ein kleines Kammerorchester von Ratsmitgliedern, das mit einem erfrischenden Mut zur Disharmonie in den Pausen das Geschehen musikalisch ehrlich untermalte.

Die Schweiz tickt nicht nur anders, sie musiziert auch anders. In jedem anderen Land hätte man professionelle Philharmoniker für teures Steuergeld zur Eröffnung der parlamentarischen Saison verpflichtet. In der Schweiz übernahmen Parlamentarier und Parlamentarierinnen die Instrumente im Nebenamt. In welchem anderen Land ergreift die Ratspräsidentin in ihren Redepausen das Cello, um vor den Kollegen einen Walzer zu spielen? Das ist konsequentes Milizsystem und ausserdem sympathisch. Hätte ich meine alte Blockflöte mitnehmen sollen?

Der Moment der Vereidigung war merkwürdig. Der an sich feierliche Anlass ging ohne jedes Pathos, ja ohne jede Feierlichkeit vorüber. Auch die dem Akt vorausgehenden Reden trugen nicht merkbar zu einer Hebung der Stimmung bei. Der Versuch, die Atmosphäre mythisch-historisch aufzuladen, verhallte im Saal. Ein Fehler ist, dass die Parlamentarier nicht mehr wie früher einzeln vor der Bundesversammlung den Eid schwören müssen. Die Massenabfertigung beim Verfassungseid nimmt dem Schwur den Ernst, den er haben sollte. Ich bin sicher: Die Tatsache, dass Bundesbern so oft am Volk vorbeipolitisiert, hat auch damit zu tun, dass den massenvereidigten Parlamentariern gar nicht mehr bewusst ist, auf wessen Rechte sie im Bundeshaus den Eid ablegen.

Im Münstertal, vernehme ich, ist ein Psychiater damit beauftragt worden, die Bewohner des Asylheims psychologisch zu betreuen. Derweil werden die beiden Panzerhallen der Thuner Kaserne für maximal 600 Asylsuchende vorübergehend freigegeben. Ob es die Anwohner in Ordnung finden, dass die Migranten aus dem Nahen Osten und aus Afrika in unmittel-



«Republikanisches Misstrauen.»

barer Nähe des Munitionsdepots untergebracht werden? Die Verantwortlichen beruhigen, die schwere Munition werde anderswo gelagert, und nur Übungs- und Kleinkalibermunition befinde sich neben den Panzerhallen. Wie beruhigend. Mit steigender Kriminalität wird gerechnet. Ungelöst ist das Problem, was mit den Asylanten passiert, wenn die Bleibefrist auf dem Waffenplatz abgelaufen ist. Die FDP möchte mit einer Motion Linderung bringen. Eritreer sollen nur noch als vorläufig Aufgenommene oder als Schutzbedürftige gelten. Der Vorstoss geht in die falsche Richtung. Die Eritreer sind Wirtschaftsmigranten. Da es keinen Krieg in Eritrea gibt, ist es irrig, den Eritreern den Schutzstatus von Kriegsflüchtlings zu gewähren. Die FDP öffnet der illegalen Migration ein weiteres Einfallstor.



Nationalratspräsidentin Christa Markwalder, glanzvoll gewählt trotz Unregelmässigkeiten im Umgang mit Kommissionsgeheimnissen vor ein paar Monaten, betonte in ihrer Eröffnungsrede im Bundeshaus zu Beginn der Legislatur den Wert des Respekts für die politische Arbeit. Es sei wichtig, sagte Markwalder, dass man anderen politischen Meinungen und Haltungen Respekt entgegenbringe.

Markwalder erliegt hier einem Missverständnis. In Demokratien muss das Grundrecht respektiert werden, dass jeder seine Meinung sagen darf. Die Meinung als solche oder die ihr zugrundeliegende Haltung aber muss doch nicht automatisch respektiert werden. Im Gegenteil: Sie muss überzeugen und sich den Respekt zuerst verdienen.

Politiker, die von anderen Politikern Respekt einfordern, verdienen unser republikanisches Misstrauen. Meistens geht es ihnen nur darum, sich über die anderen zu stellen und Kritik an ihrer eigenen Meinung auf Vorrat abzublocken. Echter Respekt ist, wenn man die andere Meinung so ernst nimmt, dass man sie respektlos widerlegt, wenn es die Sache erfordert.

Ich bestaune die weltanschauliche Beweglichkeit des neugewählten Zürcher SP-Ständerats Daniel Jositsch. Der Hochschulprofessor im Teilzeitamt beweist chamäleoneske Wandlungsfähigkeiten. Er startete und machte Karriere als Grüner in Stäfa, wechselte zur SP, war Schulpräsident und galt im Amt als Rechter. Trotz seines jüdischen Glaubens trat er in die katholisch-konservative Studentenverbindung AV Bodania ein.

Mit seiner Partei verbindet ihn aufreizend wenig. Die SP will den Kapitalismus überwinden, der EU beitreten, die Armee verkleinern und die Justiz entschärfen. Jositsch will in all diesen Fragen das Gegenteil, obschon er, nur ein weiteres Beispiel, als Sekretär einst in die Euro-Turbobewegung Nebs eintrat, die den EU-Beitritt anstrebt, den Jositsch heute nicht mehr will.

Ist die kalkulierte Loyalitätsverletzung in der Politik Stärke oder Schwäche? In den neunziger Jahren herrschte «postmoderne Beliebigkeit», «anything goes». Hoch im Kurs standen Menschen, die «überraschten», die «anders waren», die für alles waren und auch das Gegenteil: der FDPler, der auf New Age stand; der SVPler, der gegen Blocher auf die Barrikaden ging; der Linke, der auch mal der SP seine Meinung sagte.

Jositsch, Jahrgang 1965, gehört zu den konsequentesten Verkörperungen dieses postmodernen Chamäleon-Ideals in der Politik. Er ist der Interpret eines Zeitgeists, der von der Überholtheit ideologischer Gegensätze träumte. Die Grenzen zwischen Offenheit und Opportunismus, zwischen Flexibilität und Ich-Kult waren immer fließend. Jositsch, keine Frage, ist ein Virtuose des politischen Treubruchs. Geheimnisvoll bleibt, warum seine Partei das alles klaglos mitmacht.



Swiss Award: Roger de Weck. Seite 30



Abrechnung mit den Achtzigern: Seite 44



Alle gegen alle: Syrien. Seite 52



Fundierte Respektlosigkeit: Stefan Raab. Seite 14

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Die Arroganz der Macht

11 Im Auge Nico Hofmann

12 Asylwesen Sache der Politik

12 Konjunktur Grösser, nicht stärker

13 Männer Das unbeschenkte Geschlecht

13 Landwirtschaft Mehr Markt

14 Haifischgebiss ohne Respekt

Das Erfolgsgeheimnis von Entertainer Stefan Raab

16 Personenkontrolle Aeschi, Brunner, Maurer, Bosshard etc.

17 Nachrufe Luc Bondy, Norbert Gastell

18 Jositsch in den Bundesrat

Es gibt fähigere Sozialdemokraten als Sommaruga

20 Bilanz Welche Bundesräte regieren souverän?

22 Strategien Mittelmass ist Trumpf

23 Bundesratswahlen Die Messer werden gewetzt

24 Die Deutschen Spass muss sein

24 Wirtschaft Prophet in eigener Sache

25 Ausland Osteuropäische Absetzbewegung

26 Mörgeli Internationale Standards, endlich!

26 Bodenmann Wir brauchen einen Plan Maurer

27 Medien Sprachlos an der Spitze

27 Gesellschaft Frau im Kleid

28 Darf man das? / Leserbrief

Hintergrund

30 Der schlechteste Unternehmer der Schweiz

Die Bilanz von SRG-Generaldirektor Roger de Weck

34 Flüchtlingselend in Bonstetten

Die Karriere des illegalen Immigranten Mukumbu

35 Asylwesen Die Afghanen kommen

36 Religion Aufruf zum Dschihad

37 Buch «Islam heisst nicht Salam»

38 «Daten sind Macht»

Cloud-Besitzer Grüter über Hochsicherheits-Rechenzentren

40 Baugewerbe Aggressive Gewerkschaften

41 Uni-Klinik Unmoralisches Angebot

42 Schweizer Unrechtshilfe

Italien jagt das Privatvermögen einer Industriellen-Familie

43 Gegenrede Tim Guldemann über seine Reisen nach Bern

44 Generation haltlos

Alex Baur's persönliche Abrechnung mit den Achtzigern

48 Erdogans Traum

Der türkische Staatspräsident legt sich mit Russland an

49 Terror Anti-IS-Strategie

51 Saudi-Arabien Unruhe im Königspalast

52 Mein Syrien

Bassam Tibi über seine Heimat und den Assad-Clan

55 Brief aus Berlin Kulturfremdes Proletariat

Michèle Etienne, VR
im Gesundheitswesen,
Innopol AG
Kunde seit 2000

*«Forschung ist eine sichere
Investition in die Zukunft,
genau wie die 2. Säule von
Swiss Life.»
Sorg für dich.*

Damit Sie sich voll auf Ihr Geschäft konzentrieren können, bietet Swiss Life sichere Lösungen für die berufliche Vorsorge – massgeschneidert für Ihr KMU. Die Innopol AG ist eines von über 40 000 Unternehmen, die wir bereits überzeugen konnten. Überzeugen Sie sich selbst auf swisslife.ch/kmu



SwissLife
So fängt Zukunft an.



«Ich öffnete keinen Champagner»: ehemaliger UBS-Banker Raoul Weil. Seite 56

Exklusiv

56 Das Auge des Grossen Bruders

Raoul Weil über seine Haft in Italien und den Freispruch in Amerika.
Vorabdruck aus seinem Buch «Der Fall Weil»

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur Im Trockenen

62 Bestseller

62 Der Lord ist nicht kleinzukriegen

Autobiografie des legendären Schriftstellers und Politikers Lord Jeffrey Archer

63 Jazz Barry Harris Plays Tadd Dameron

66 Ist Intelligenz ein soziales Privileg?

Armutsbedingter Stress kann die Hirnstruktur von Kleinkindern beeinflussen

68 Top 10

68 Kino «By the Sea»

69 Radio-Kritik Die Stimme Zürich

70 Namen Gut vernetzt

71 Hochzeit Sabrina Lohner und Florian Willisegger

71 Thiel Lukas Bärfuss

72 Wein Le Serre Nuove dell'Ornellaia Bolgheri DOC 2013

72 Zu Tisch Restaurant «Atera» in New York

73 Auto Range Rover Sport SVR

74 MvH trifft Massimo Rocchi, Komiker und Schauspieler

Autoren in dieser Ausgabe

Gerd Leo Kuck



Der Dramaturg, Intendant und Regisseur war von 1992 bis 1999 künstlerischer Direktor am Schauspielhaus

Zürich. In seinem Nachruf würdigt er das Schaffen des kürzlich verstorbenen Kollegen Luc Bondy. Seite 17

Bassam Tibi



Der in Damaskus gebore Politikwissenschaftler ist ein gefragter Kenner der arabischen Welt und des politischen Islam. Er schreibt über seine

Heimat Syrien und den Krieg, zu dessen Beilegung es keine einfache Lösung gebe. Seite 52

PARK WEGGIS
THE SPARKLING RESORT

LASSEN SIE IHR
WINTERMÄRCHEN
WAHR WERDEN.

Die Liebe zum Detail spiegelt sich in allen Aspekten und verleiht der Erholung eine neue Dimension. Gönnen Sie sich einen Winterbreak am Vierwaldstättersee.

Eine Übernachtung inkl. Frühstück, Dinner und privatem SPA-Cottage ab CHF 441.00 pro Person.

Park Weggis 6353 Weggis/Luzern
www.parkweggis.ch

★ Helfen wir ★ bedürftigen Kindern.★



Jedes zehnte Kind in der Schweiz leidet unter Armut. Die Migros sammelt für bedürftige Kinder in der Schweiz und verdoppelt die Gesamtspendensumme um bis zu 1 Million Franken. Helfen Sie mit und spenden Sie mit den **Schoggi-Herzen** in Ihrer Migros.



Eine Aktion der Migros für:

CARITAS

Schweiz
Suisse
Svizzera
Svizra

**HEKS
EPER**

PRO JUVENTUTE

❄️ winterhilfe

migros.ch/weihnachten

★ ★ ★
MIGROS ★ ★ ★
Ein **M** festlicher.



Hotelcard

Winterferien in der Schweiz

Seit sechs Jahren gibt es bereits die erfolgreiche Hotelcard, das weltweit erste Halbtax für Hotels. Mit dieser Karte zahlen Sie in mehr als 500 Hotels nur noch die Hälfte.

Zur Auswahl stehen die schönsten Wellness-, Wintersport-, Stadt- und Familienhotels in der Schweiz und im benachbarten Ausland. Von der charmanten kleinen Herberge bis zum 5-Sterne-Hotel ist für jeden Geschmack die passende Unterkunft dabei.

★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★

Ideales Weihnachtsgeschenk

* Bei Bestellungen bis 22.12.2015 erhalten Sie Gutscheine für Gratiskarten. Diese Gutscheine sind ideale Weihnachtsgeschenke. Die beschenkte Person kann sie zum gewünschten Zeitpunkt kostenlos gegen eine persönliche und ein Jahr lang gültige Hotelcard einlösen.

★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★

Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf www.hotelcard.ch gewünschtes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen – fertig!

Die Vorteile auf einen Blick:

- Über 500 Tophotels
- Zahlreiche 4-Sterne- und 5-Sterne-Hotels
- Hotels im Jahresdurchschnitt zu 75 Prozent zum halben Preis buchbar
- Bestpreisgarantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchbar
- Kein Konsumationszwang
- Keine Mindestaufenthaltsdauer

Platin-Club-Spezialangebot

Hotelcard – das erste Halbtax für Hotels

Weltwoche-Abonnenten/-innen erhalten das erste Hotel-Halbtax-Abo bis 22.12.2015 zum Sonderpreis.

Exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 1 Hotelcard zum Weiterverschenken gratis dazu*
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 165.–)
- 2 Hotelcards zum Weiterverschenken gratis dazu*
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 235.–)
- 3 Hotelcards zum Weiterverschenken gratis dazu*

Angebot gültig bis 22. Dezember 2015

Bestellung:

Über www.hotelcard.ch/weltwoche oder
Telefon: 0848 711 717 (mit Kennwort «weltwoche»)

Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20, 3600 Thun
www.hotelcard.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Die Arroganz der Macht

Von Alex Baur — Die gefährlichsten Widersacher einer souveränen Schweiz sitzen nicht in Brüssel, sondern in Lausanne. Ihre Motive sind durchaus eigennützig.



Im Zweifel wie die EU: Bundesgericht Lausanne.

Skandalös ist das Urteil des Bundesgerichtes 2C—716/2014 nicht, jedenfalls nicht im Resultat. Letzte Woche haben die Richter in Lausanne entschieden, dass eine Dominikanerin die Schweiz verlassen muss. Die alleinerziehende Mutter hat zwar einen minderjährigen Sohn, der wegen seines Vaters über einen deutschen Pass verfügt. Im Rahmen des Abkommens über die Personenfreizügigkeit (FZA) hat das deutsche Kind und damit auch seine Mutter ein Aufenthaltsrecht in der Schweiz; allerdings Letztere unter der Voraussetzung, dass sie selber für den Lebensunterhalt aufkommen kann. Dies ist nicht der Fall, weil die Dominikanerin und ihr Sohn seit Jahren von der Sozialhilfe leben. Also müssen sie gehen.

So weit, so gut. Stossend sind die beiläufigen, aber grundsätzlichen Ausführungen der Richter zur Personenfreizügigkeit im Hinblick auf die sogenannte Unionsbürgerschaft. Das Gericht bekräftigt den Grundsatz, laut dem im Sinne einer «möglichst parallelen Rechtsprechung» die Praxis des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) in Luxemburg prinzipiell zu übernehmen sei, sofern keine «triftigen Gründe» dagegensprechen. Im Zweifel gilt die Gesetzesauslegung der EU-Richter.

Dass man bei der Rechtsauslegung über die Landesgrenzen schaut, ist nicht neu und a priori auch nicht falsch. Da sich der EuGH noch nie

um die Schweizer Praxis kümmerte, kann von einer «parallelen» Rechtsentwicklung indes keine Rede sein; vielmehr handelt es sich um eine einseitige Unterwerfung. Eine Angleichung an die EU-Justiz ist aber nur dann sinnvoll, wenn sie sich mit der Schweizer Rechtskultur vereinbaren lässt. Entscheidend ist, was man unter «triftigen Gründen» versteht und ob man bereit ist, auf einer eigenständigen Schweizer Praxis zu beharren, wo dies Sinn macht und mit unserer Rechtstradition vereinbar ist.

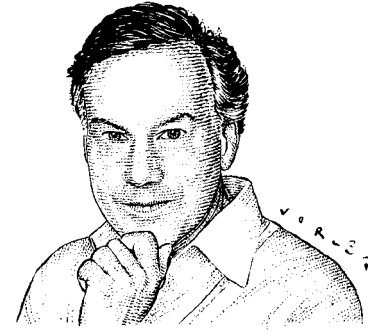
Kampfansage ans Parlament

Nach der Mehrheitsmeinung der II. öffentlich-rechtlichen Abteilung des Bundesgerichtes ist Artikel 121a der Schweizerischen Bundesverfassung kein triftiger Grund für eine restriktivere Auslegung der Personenfreizügigkeit. Der Artikel resultiert aus der Masseneinwanderungsvorlage, die vom Souverän angenommen wurde, und er hält unter anderem fest: «Der Anspruch auf dauerhaften Aufenthalt, auf Familiennachzug und Sozialleistungen kann beschränkt werden.» Wohl fehlt nach wie vor ein Ausführungsgesetz, doch der Grundsatz ist klar: Die Zuwanderung, auch aus dem EU-Raum, soll strenger kontrolliert und begrenzt werden.

Die Weigerung der Lausanner Richter, den Volkswillen und die Verfassung bei Entscheidungen zur Personenfreizügigkeit zu berücksichtigen, ist ein Affront. In einer Presseerklärung geben die Richter noch einen drauf: «Das Bundesgericht hat im Zusammenhang mit dem FZA bereits entschieden, dass diesem gegenüber dem nationalen Recht Vorrang zukommt, selbst wenn das Gesetz vom FZA bewusst abweichen würde.» Das kann nur als Kampfansage verstanden werden: Welches Gesetz das Parlament auch immer erlassen mag, wir richten, und zwar nach dem EU-Recht.

Ob die EU-Politik des Bundesgerichtes tatsächlich «Wasser auf die Mühlen der SVP» ist, wie der NZZ schwant, sei dahingestellt. Es geht hier nicht um Parteigeplänkel, sondern um eine Machtfrage: Wer bestimmt die Spielregeln – die Richter oder der Gesetzgeber? Die in aller Regel unscharf formulierten und damit auslegungsbedürftigen internationalen Verträge geben den Richtern viel Macht, und diese scheuen sich nicht, davon Gebrauch zu machen. Die Initiative «Landesrecht vor Völkerrecht» will die Polit-Richter zurückbinden. Die Vorlage richtet sich damit gar nicht in erster Linie gegen fremde Richter, sondern gegen die eigenmächtigen Richter im eigenen Land.

Der Allesverschlinger



Nico Hofmann, filmte das Gesicht der Zeit.

Als Junge verbrachte er fast seine ganze Freizeit lesend im Büro seines Vaters, eines Journalisten der Mannheimer *Rheinpfalz*, und wenn der Vater schreiben musste, schickte er den Jungen ins Kino. Auch seine Mutter arbeitete für die Zeitung. Als Nico Hofmann achtzehn war, drehte er mit einer Super-8-Kamera seinen ersten Film: über die Scheidung seiner Eltern. Daneben gab er fünf Schülerzeitungen gleichzeitig heraus. Er feiert am 4. Dezember seinen 56. Geburtstag, und RTL zeigt seine neueste Serie, «1983», eine Stasi-Agenten-Story, eine Nacherzählung deutscher Wirklichkeit. Hofmann erfindet Geschichte neu, indem er sie in bewegte und bewegende Bilder umsetzt, und holt sie so in die Gegenwart. Er besitzt ein fast magisches Händchen dafür, Stoffe in Handlung zu verwandeln für den Bildschirm. In Fernsehen, das lebt. Eine sehr unvollständige Liste des Aufspürers, Autors, Regisseurs und Produzenten (die Grenzen verschwinden bei ihm) Hofmann: «Der Tunnel», «Die Luftbrücke», «Dresden», «Die Sturmflut», «Stauffenberg», «Die Flucht», «Mogadischu», Filme über Grzimek, den Tierfilmer, über Kohl, den «Mann aus der Pfalz» (aber die Biografie über Hannelore Kohl platzte), die gefallenen Polit-Aufsteiger Gutenberg und Wulff, die Literaturverfilmung «Der Turm», das Kriegsepos «Unsere Mütter, unsere Väter» – vertrackteste und schuldbelastete Themen gelingen ihm wie von Zauberhand. Freunde schildern ihn als Mann in dauerndem Ausnahmezustand, einen Besessenen ohne Privatleben, derzeit als Co-Geschäftsführer der UFA Fiction mit etwa vierzig Parallelprojekten beschäftigt. Wie damals als verzweifelter Teenager. Sein Archiv im Kopf füllt er mit der täglichen Zeitungslektüre auf, einer der letzten Allesverschlinger, ein «Durchlauferhitzer von Medienstoffen» (*Die Zeit*) und einer der besten Altpapierentsorger Berlins. 12 000 Euro gibt der Druckerschwärze-Junkie aus für Blätter und Magazine, und auch dafür verdiente er längst einen Preis. Joseph Roth, der grosse Erzähler, sagte von sich: «Ich zeichne das Gesicht der Zeit.» Hofmann filmt es. Peter Hartmann

Sache der Politik

Von Alex Reichmuth — Eritreer zahlen Steuern an Eritrea. Das ist kein Fall für die Justiz.

Die Bundesanwaltschaft entschied letzte Woche, auf ein Strafverfahren wegen verbotener Steuereintreibung durch Eritrea auf Schweizer Staatsgebiet zu verzichten. Die Bundeskriminalpolizei (Fedpol) hatte zuvor Strafanzeige eingereicht, weil Vertreter Eritreas bei Landsleuten eine «Diaspora-Steuer» von zwei Prozent erheben. Als Belege hatte das Fedpol angeführt, dass das eritreische Konsulat vorgedruckte Einzahlungsscheine mit dem Vermerk «2 %» in Umlauf gesetzt und ein Konto bei der UBS für eingehende Zahlungen eingerichtet hatte. Die Bundesanwaltschaft kam aber zum Schluss, dass das als konkrete Anhaltspunkte für eine verbotene hoheitliche Tätigkeit in der Schweiz nicht genüge. Die Nichtanhandnahme löste Entrüstung aus. Von einem unverständlichen Entscheid sprach FDP-Nationalrätin Daniela Schneeberger. Auch SVP-Fraktionspräsident Adrian Amstutz ist enerviert: Dieser Entscheid bewirke, dass sich der Zustrom an Asylbewerbern aus Eritrea noch vergrößere.

Freiwillige Zahlungen

Die Bundesanwaltschaft ist aber in Sachen Ärger der falsche Adressat. Denn diese darf nur aktiv werden, wenn es um strafbare Handlungen geht. Es fehlen indes die Anzeichen, dass Eritrea die Steuer mit Zwang eintreibt. Wer diese bezahlt, tut es freiwillig. Und freiwillige Zahlungen sind legal. Trotzdem ist die eritreische «Diaspora-Steuer» ein Ärgernis. Denn man kann davon ausgehen, dass auch viele Eritreer sie bezahlen, die als Flüchtlinge in die Schweiz gekommen sind und hier von der Sozialhilfe leben. Sie entrichten die Steuer, weil sie Dienstleistungen des eritreischen Staates beanspruchen wollen – etwa das Ausstellen von Pässen, Geburtsscheinen oder Einwilligungen zur Einreise nach Eritrea.

Das ist doppelt stossend: Zum einen fließen so Sozialhilfegelder an den eritreischen Staat statt an Bedürftige. Zum anderen ist nicht einzusehen, warum Menschen, die angeblich vor dem eritreischen Staat geflohen sind, von diesem Staat nun Dienstleistungen beanspruchen. Damit werden ihre Fluchtgründe unglaubwürdig. Es wäre am Bundesrat und an den Bundesbehörden, genau hinzuschauen: Wer einen eritreischen Pass braucht und möglicherweise sogar in sein Heimatland zurückreist, ist wohl kein Flüchtling. Die «Diaspora-Steuer» ist somit allenfalls Sache der Politik, nicht der Justiz.

Grösser, nicht stärker

Von Beat Gygi — Zuwanderung und Inlandnachfrage lassen die Schweizer Wirtschaft zwar wachsen, machen sie aber nicht stärker, solange die Produktivität nicht deutlich steigt.

Die Schweiz steht auf einer soliden wirtschaftlichen Grundlage, wenn man sie mit anderen europäischen Ländern vergleicht – ausser man misst sich an Deutschland. Plötzlich macht das grosse Nachbarland, mit dem man eng verbunden ist, in mancher Hinsicht einen dynamischeren Eindruck als die Schweiz. Irgendwie scheinen die Deutschen die Sache besser im Griff zu haben, wenn es ums Arbeiten geht. Kürzlich erschienene Statistiken nehmen dem Schweizer Arbeitsmarkt einiges von seinem Glanz. So war die Erwerbslosenquote im dritten Quartal mit 4,9 Prozent so hoch wie seit langem nicht. Und vor allem: Deutschland steht mit einer Quote von 4,4 Prozent plötzlich besser da als die Schweiz, nachdem die Rangfolge bisher immer umgekehrt gewesen ist.

Die Erwerbslosenzahlen kommen dem echten Leben näher als die üblichen Arbeitslosigkeitsstatistiken; der Unterschied besteht darin, dass alle Personen berücksichtigt werden, die eigentlich gerne arbeiten würden, aber keine Stelle finden. Neben den Bezüglern von Arbeitslosengeld kommen also jene hinzu, die schon so lange stellenlos sind, dass sie den Versicherungsschutz verloren haben. Auch Tschechien, Island und Norwegen machen diesen Herbst einen besseren Eindruck als die Schweiz, wenn es um Vollbeschäftigung geht.



Wer tut mehr für seine Fitness?

Es sind hierzulande vor allem die Jugendlichen zwischen 15 und 24 Jahren (Erwerbslosenquote 10,6 Prozent) sowie die Ausländer (8,6 Prozent), die nicht mehr so leicht eine Stelle finden wie vorher.

Vorbild Deutschland

Man kann einwenden, das Ganze sei nicht so schlimm, der Schweizer Arbeitsmarkt sei ja immer am Wachsen und die Erholung komme sicher, sobald die exportorientierten Firmen die Frankenaufwertung einigermaßen verdaut hätten. Aber da zeigt sich ein weiterer schwacher Punkt, der freilich ins Bild passt. Von ihrer Produktivität her waren die hiesigen Arbeitnehmer in den vergangenen zehn Jahren nur durchschnittlich fit. Die Wirtschaftsleistung pro Stunde hat sich lange Zeit nur wenig verbessert – und fast spiegelbildlich dazu blieben die Wachstumsbeiträge der Exportindustrie, die an den harten Weltmärkten kämpfen muss, ziemlich gering. Es war vor allem die Inlandnachfrage, die in diesen Jahren zur Ausweitung von Bruttoinlandprodukt und Arbeitsplätzen beitrug. Gewachsen ist die Beschäftigung besonders in der öffentlichen Verwaltung, in der Bildung und im Gesundheitswesen. Die Zuwanderung aus dem Ausland führte zu einer Bevölkerungszunahme, die auf breiter Front Konsum und Bauinvestitionen beschleunigte.

Die soeben veröffentlichten Zahlen zum Bruttoinlandprodukt des dritten Quartals passen dazu. Der staatliche Konsum zählt zu den stärksten treibenden Kräften der Wirtschaftsentwicklung – und das schon seit etwa einem Jahr. So ergibt sich für die Schweiz heute alles in allem der Eindruck einer emsigen Geschäftigkeit, welche die Wirtschaft zwar wachsen lässt, aber nicht stärker macht. Um von innen her an Kraft zu gewinnen, müssten die Menschen ihre Produktivität stärker verbessern als bisher, also pro Arbeitsstunde mehr hervorbringen – und zum Beispiel schauen, wie die Deutschen arbeiten.

Vielleicht wäre das aber sogar auch etwas tröstlich. Der billige Euro bietet ja heute den deutschen Firmen traumhafte Export-Wechselkurse, während die Schweizer Exporteure unter besonders harten Bedingungen arbeiten. Die Schweizer sind also quasi in einem harten Training, die Deutschen in einer Wellnessanlage – früher oder später muss sich an den Märkten doch zeigen, wer mehr und wer weniger für seine Fitness tut.

Das unbeschenkliche Geschlecht

Von Claudia Schumacher — Mit dem ersten Dezember wurde die Schenk-Saison eröffnet. Für 51 Prozent der Gesellschaft bedeutet dieses Datum traditionell nichts Gutes.

Als ich bei uns daheim den Adventskalender aufbaute, ging es mir eher mässig. Für den Mann an meiner Seite hatte ich bis jetzt nicht mehr als zwei Geschenke gefunden. Bei einem war ich unsicher, ob er etwas damit würde anfangen können.

Während ich so grübelte, verschwand er im Nebenzimmer.

Eine halbe Stunde später ging die Tür auf. Heraus kam der Herr mit einer Fuhrladung Geschenke, die er schwungvoll neben meine kläglichen zwei häufte. Offenbar beseelt vom Geist der Weihnacht, zeigte er stolz mit dem Finger auf mich: «Sie haben ein Problem, Madame! Ich habe lauter extrem gute Geschenke für Sie!»

Im Wissen darüber, dass die Schuld für meine Misere weder im Weihnachtsstrebentum meines Partners noch in meiner eigenen Einfallslosigkeit zu finden war, schluckte ich trocken. Wie so oft, wenn Frauen leiden, liegt auch hier ein grundlegendes Problem vor, das uns alle angeht: der Mann an sich.

In den Wochen vor Weihnachten steht die Frau als Fragezeichen vor dem Mann, dem unbeschenklichen Wesen. Ein Wesen, das man besser versteht, beginnt man bei der natürlichen Überlegenheit der Frau.

Zen-Quatsch

Frauen lieben Schmuck. Was der einen die Diamantkette, ist der anderen bereits ein Blechreif vom Modeschmuckladen. Frauen sind nicht nur das schöne Geschlecht, sie sind auch offen dafür, sich mit Hilfe käuflicher Mittel noch attraktiver zu machen. Neben Schmuck funktionieren Bodylotions oder Parfüms. Oder, was ebenfalls schöner macht: ein Wellness-Wochenende. Kann man alles wunderbar schenken! Nicht ohne Grund ist es Männern vergönnt, laut Angaben von Online-Verkaufsportalen dreissig bis fünfzig Prozent mehr Geld für Weihnachtsgeschenke auszugeben.

Ein Mann hingegen trägt keinen Schmuck. Seine Beauty-Technik beschränkt sich auf gelegentliches Eincremen der Gesichtshaut. Zehn Töpfchen der ewiggleichen Creme lagern im Vorratsschrank. Wellness-Wochenende? Er würde sich beschweren, dass bei dem Zen-Quatsch gar nichts los ist. Und wenn für so ein Nichtstun auch noch Geld bezahlt wurde, fände er gleich dreimal keine Ruhe.

Bei anderen schönen Dingen verhält es sich nicht viel anders. Zartbitterschokolade mit



Könnte passen: Fussballstadion aus Marzipan.

Chili? Gutschein für ein Fusionsküche-Restaurant? Ein Mann mag Supermarktschokolade zu einem Preis, der sich für Geschenke irgendwie nicht anbietet (oder nur zum Preis des schlechten Gewissens der Frau, die daneben teure Feinkostschokolade knabbert). Hinzu kommt, dass sich viele Männer fast orthodox nach dem braun-gelben Farbschema ernähren. Neben Billigschokolade gehören Fleisch und simple Teigwaren dazu. Ein schickes Restaurant macht ihn daher nicht unbedingt glücklicher.

Und Bücher? Längst Frauensache. Männer schauen Dokumentarfilme oder Serien. Die kauft man nicht, die streamt man heutzutage, wie ich mir habe erklären lassen. Es ist ja nicht so, dass der Mann keine Hobbys hätte. Er kann sich für sündhaft teure Technikgeräte begeistern, die in keinen Adventskalender passen.

Wenn man als Frau jetzt hilflos vor dem Mann steht, muss man wohl einfach im Sinne der Weihnacht auf das Gute hoffen: dass er Geschenke, mit denen er vielleicht nicht viel wird anfangen können, mit der gleichen Art entgegennimmt, mit der er auch sein Leben führt. Stoisch. Dankbar nichtsdestotrotz. Und wenn mein schlimmstes Problem «lauter extrem gute Geschenke» sind, die ich nicht recht erwidern kann, werde ich das annehmen. Nicht umsonst bin ich wie alle Frauen: allzeit bereit, beschenkt zu werden.

Mehr Markt

Die Bauern wehren sich für ihre Direktzahlungen. Unklar ist, wie viel ihre Arbeit wirklich wert ist.

Tausende von Bauern und Zugewandten haben kürzlich vor dem Bundeshaus demonstriert. Der Bauernverband will verhindern, dass Sparmassnahmen des Bundes die Zahlungen an die Landwirtschaft reduzieren. Präsident Markus Ritter und Direktor Jacques Bourgeois kritisieren, dass für die Planungsperiode 2018–2021 geringere Geldflüsse an die Landwirtschaft vorgesehen seien als in den Jahren 2014–2017. Für die neue Vierjahresperiode drohe eine Verringerung der Direktzahlungen von 11,3 auf 10,7 Milliarden Franken. Auch Kürzungen bei den gut 1,7 Milliarden Franken für Massnahmen zur Förderung von Produktion und Absatz seien unakzeptabel. Kurz gesagt: Die Bauern fordern, dass die Bundesunterstützung, quasi wie mit dem Lineal gezogen, weiter in die Zukunft fortgeschrieben wird. Bestellte Leistungen, so die Branchenvertreter, müssten bezahlt werden, deshalb dürfe der Zahlungsrahmen ab 2018 nicht verkleinert werden.

Welches sind die bestellten Leistungen, die da genannt werden? Im Prinzip umfasst dies alles, was die Landwirtschaft zugunsten der Gesellschaft erbringt, ohne dass sie über die Produktpreise dafür abgegolten wird. Und es sind die erwähnten Direktzahlungen, die als Entschädigung dafür gedacht sind, beispielsweise für Landschaftspflege, ökologische Anbauweise oder schonenden Umgang mit der Natur. Der grosse Schritt weg von staatlich gestützten Produktpreisen hin zur direkten Bezahlung des erwünschten Verhaltens bei gleichzeitiger halbherziger Preisfreigabe erfolgte in den neunziger Jahren. Er galt als ökonomisch sinnvoll, die neue Agrarpolitik sollte klarmachen, welchen Tätigkeiten der Landwirtschaft welcher Wert beigemessen wird.

Bis heute ist aber vieles nicht klargeworden. Bauernvertreter definieren ihre Gemeinwohlleistungen oft einfach über die Summe der Direktzahlungen. Die Politik ihrerseits hat Dutzende von Gesetzen erlassen, um Biodiversität, Nachhaltigkeit und viele andere Facetten der Landwirtschaft zu regeln. Die öffentliche Verwaltung hat einen riesigen Kontrollapparat aufgebaut, um die ökologischen Leistungen der Bauern auf den Grashalm genau zu kontrollieren. Unter Landwirten wächst der Unmut über die Bürokratie, und viele möchten lieber fürs Produzieren und nicht für regulatorisch korrektes Verhalten entschädigt werden. Sie haben recht, die Landwirtschaft muss nach neuen Wegen suchen, um ihre Leistungen an Märkten bewerten zu lassen. *Beat Gygi*

Haifischgebiss ohne Respekt

Von Peter Keller — Er hat den Eurovision Song Contest nach Deutschland und Kanzlerin Merkel aus der Reserve gelockt. Auf Ende Jahr tritt Stefan Raab von der TV-Bühne ab. Seine Mischung aus Frechheit und Kreativität konnte nur im Privatfernsehen gedeihen.

Seine Tage sind gezählt. Im Gegensatz zu vielen anderen Kollegen aus der Showbranche hat er den Countdown selber gesetzt, seinen Abgang von der TV-Bühne höchstpersönlich bestimmt. Keiner muss ihm den Rücktritt nahelegen, weder ein smarter Manager noch herumkälnde Medienleute oder sonst eine fremde Instanz. Stefan Raab, 49, ist der Herr seiner Entscheidungen und war es schon immer. In seinem Metier ist der Erfolg die einzig anerkannte Währung, und hier zahlt der 1966 geborene Kölner cash. Er ist Moderator, Musiker, Produzent, Erfinder neuer Fernsehformate und stellvertretender Sieger des Eurovision Song Contest.

Dieser Mann kann nichts richtig, aber alles besser als die anderen. Es gibt lustigere Late-Night-Talker als ihn, talentiertere Musiker, originellere Produzenten, aber die ihm eigene Mischung aus Chuzpe, Spass und Kreativität ist unschlagbar, was er auch regelmässig vor einem Millionenpublikum beweist, wenn aus der ganzen Republik hochgezuchtete, moderne Gladiatoren antreten beim Game-Duell «Schlag den Raab» – Übermenschen mit Uniabschluss, Traumkarrieren, austrainiert, frisch geföhnt und mit einem Lächeln wie aus einem Werbespot für Zahnseide – und dann untergehen gegen dieses Haifischgebiss mit ausgebeulten Jeanshosen.

Noch bis zum 16. Dezember wird Stefan Raab die blinkende «TV total»-Treppe runterkommen, im dunklen Sakko, drunter ein blaues Hemd, daneben wummern die Heavytones, die acht Mann starke Combo, während eine Frau aus dem Studiopublikum, vorzugsweise blond, die Highlights der Sendung ins bereitgehaltene Mikrofon abliest: «Und hier kommt Stefan Raaaaab!» Und nun geht er. Kurz vor der grossen Sommerpause erklärte der Entertainer den Rücktritt vom Bildschirm auf Ende Jahr.

Anarchische Anfänge

Seine Anfänge liegen im Rheinland, in Köln, dem deutschen Reservoir für Humor und Unterhaltung. Dort beginnt 1993 seine Laufbahn beim Jugendsender Viva, wo er schon vieles ausprobiert, was er später bei «TV total» weitertreibt. Man spricht gern von Raabs anarchischer Phase, er darf sich austoben wie ein Kind im Spielwarengeschäft, Gäste demütigen, Leute auf der Strasse verarschen, aber seine Frechheit schwebt nie im luftleeren Raum. Da sind Talent und Riecher dahinter. 1994 lan-

det er mit «Böörti Böörti Vogts», einer funkigen Trash-Nummer auf den damaligen Trainer der deutschen Fussballnationalmannschaft, seinen ersten Hit in den Charts.

Raab kniet vor James Brown

In diesem Biotop, wie es nur ein Privatsender bereitstellen konnte, reift der Allrounder heran, in einem Zeitfenster Mitte der neunziger Jahre, wo die Moralpolizei noch nicht so stark war, jede Geschmacklosigkeit zu ahnden wie ein Kapitalverbrechen. Ein Schweizer Stefan Raab ist deshalb bis heute undenkbar in diesen staatlich verklemmten SRG-Strukturen. Auch Viktor Giacobbo hat seine Stellung als Schutzheiliger des unangepassten Humors erst erlangt, als er zum Comedy-Unternehmer in Winterthur wurde und sich mit diesem Schritt auch mental vom Schweizer Monopolfernsehen emanzipierte.

Ohne die Musik wäre er irgendwann zum grauen Zyniker erstarrt wie Harald Schmidt.

Man muss Raab aushalten. Auch seine derbe Brutalität. «TV total» lebt von den Peinlichkeiten anderer, die Redaktion guckt sich quer durch den täglichen Fernsehirsinn, bringt Einspieler mit Versprechern, Pannen, Dummheiten, verschont auch keine Promis. Raab macht sich über andere lustig – das ist nicht die feinste Form des Humors. Dabei schreckt er auch nicht vor Anspielungen auf Äusserlichkeiten zurück, den fülligen deutschen SPD-Politiker Sigmar Gabriel bezeichnet er konsequent als «Fat Sigg», die Schlagersängerin Andrea Berg deckt er mit Sprüchen ein zu ihrer wenig femininen Erscheinung. Sozialpädagogisch korrekte Comedy ist das nicht. Andererseits schont Raab sich selber noch weniger. Wer sonst würde schon mit seinem Body in Badehosen vor laufenden Kameras vom Brett springen in der von ihm erfundenen Samstagabendshow «Das TV total Turmspringen»?

Aber eben: Wer einen netten Stefan bevorzugt, muss auf den genialischen Raab verzichten. Die Respektlosigkeit ist wohl sein wichtigster Charakterzug – und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Schält man alle seine äusseren Attribute weg, kommt im Kern der Musiker hervor. Ohne die Musik wäre er irgendwann zum grauen Zyniker erstarrt wie

Harald Schmidt, den er schon bald als Late-Night-Talker der Nation abgelöst hat.

Unnachahmlich sind Raabs Überfallduette mit Weltstars. Er hat den stets wie ein Zeitzünder wirkenden US-Rapper Eminem dazu gebracht, über den deutschen Schlager «Zucker im Kaffee» zu freestylen. Oder die göttliche Alicia Keys zu einer improvisierten Soulballade namens «Paddle Boat of Love» genötigt. Raab kann in dieser Liga mithalten. Seine Respektlosigkeit flösst Respekt ein, weil sie mit Können gepaart ist. In einer Best-of-Sendung kommt er auf seine musikalischen Einlagen mit Eminem und Co. zu sprechen. «Das Publikum hat vielleicht den Eindruck, wir würden das vorher üben. Ich mache das aber nicht.» Speziell nicht mit amerikanischen Künstlern. Wenn man vorher frage, sage das Management ohnehin meistens nein.

Nur einmal sieht man Raab wörtlich auf den Knien. Er besucht backstage James Brown, den Godfather of Soul, sein grosses Idol. Auch da hat Raab seine Ukulele dabei, eine Kleinstgitarre, die er überall reinschmuggeln kann und auf der er alles begleitet, was gerade nötig ist. James Brown, noch im Bühnenoutfit, ist ziemlich irritiert über den aufgedrehten Mann, der ihm gerade seine Verehrung gesteht. Die Spannung löst sich mit den ersten Tönen von «Sex Machine». Raab haut, zupft wie entfesselt die Ukulele, James Brown blickt zu seiner Entourage und sagt auf Englisch: «Der Mann kann spielen, er kann wirklich spielen.» Am Ende will sich Raab verabschieden, James Brown zieht die Handschuhe aus und streift dabei seinen Ring ab. Raab wirft sich auf den Boden, robbt unter den Tisch, findet das Stück, hält es der Funklegende kniend hin und stammelt etwas von *pleasure* und *honor*. Zurück im Studio, sagt Raab: «Ich habe mein Lebensziel erreicht. Ich weiss nicht, was noch kommen soll. James Brown, mehr will ich nicht.»

Raab provoziert die Politiker

Fünfzehn Jahre später und nach seinem angekündigten Rücktritt erhält Stefan Raab den Ehrenpreis des Deutschen Comedypreises. In einem Trailer werden allerhand Episoden seines Schaffens gezeigt, dann darf er die Trophäe entgegennehmen. In seiner kurzen Dankesrede sagt er, die letzten 22 Jahre seien ihm wie ein Rausch vorgekommen. Dann kommt er auf die gezeigten Ausschnitte zu sprechen und setzt sein Haifischgrinsen auf. «Das mit Abstand Lustigste war die Tatsache, dass ich



Chuzpe, Spass und Kreativität: Entertainer Raab, 49.



«Trotzdem gewonnen»: mit Boxweltmeisterin Regina Halmich, 2007.



«Mehr will ich nicht»: mit seinem Idol James Brown, 2000.



Freestyle: «TV total», 2015; mit ESC-Siegerin Lena Meyer-Landrut, 2010.



Fundierte Respektlosigkeit: mit seiner Ukulele, 1994.

beim Kanzlerduell dabei war. Da könnte ich mich heute noch drüber beömmeln.» Das war 2013, als Peer Steinbrück (SPD) die amtierende Kanzlerin Angela Merkel (CDU) herausforderte und Stefan Raab neben gestandenen Fernsehjournalisten die Runde aufmischte. Das TV-Duell habe unentschieden geendet, schrieb die *Welt*, «aber einer hat trotzdem gewonnen». Die deutsche Zeitung meinte ihn, den ehemaligen Metzgergesellen, den Fernsehunternehmer, den Komponisten von «Hier kommt die

Maus», der hartnäckig nachfragte, Merkel das Wort abschnitt, die Routine durchbrach, beide Politprofis aus der Reserve lockte. Da war sie wieder, die fundierte Respektlosigkeit.

Schaulaufen der Lieblinge

Stefan Raab bedankte sich für den Ehrenpreis auf seine Art: mit Musik. Zusammen mit den Heavytones rockte er die Bühne, hinter ihm seine wichtigsten Schützlinge, der wunderbare Max Mutzke, die ESC-Gewinnerin Lena

Meyer-Landrut, die unvergleichliche Stefanie Heinzmann. Auch das verdanken wir Stefan Raab: die Entdeckung und Förderung einer der grössten Schweizer Stimmen.

Nun laufen die letzten «TV total»-Sendungen. Es ist ein Schaulaufen seiner Lieblinge und Zöglinge. Sie kommen alle nochmals, Musiker und Comedians, Atze Schröder, Helge Schneider, Herbert Grönemeyer, Eko Fresh. Das ganze Bankett. Deutschland wird ein grosses Stück langweiliger ohne ihn. ○

Personenkontrolle

Aeschi, Brunner, Maurer, Mauch, Ninck, Wolff, Turina, Bosshard, Marazzotta, Pfammatter, Widmer-Schlumpf, Berset, Ritter, Bourgeois, Blum, von Burg, Endres, Parmelin, Noser

Thomas Aeschi (SVP) gilt als blitzgescheiter Intellektueller. Eine Aussage gegenüber dem *Sonntagsblick* zeigt aber, dass zuweilen das Erinnerungsvermögen des SVP-Bundesratskandidaten getrübt ist. Zur Frage, wie er in die Politik gekommen sei, sagte der Zuger Nationalrat: «2007 schrieb ich **Toni Brunner** eine E-Mail und fragte ihn, wie ich mich einbringen könnte.» Auf den Nachsatz der Interviewer: «Dem Parteipräsidenten persönlich?», bestätigte Aeschi: «Ja. Er riet mir, auf der internationalen Liste der SVP des Kantons Zürich zu kandidieren.» Auf dieser Liste sei er mit nur 769 Stimmen allerdings «grandios» gescheitert. Aeschi muss hier etwas durcheinandergebracht haben – denn 2007 hiess der Präsident der SVP Schweiz **Ueli Maurer**. Brunner wurde erst 2008 sein Nachfolger. Auf Nachfrage bestätigt Aeschi die Verwechslung. Brunner sei 2007 aber Wahlkampfleiter der SVP gewesen. (are)

Ist das noch Vetterliwirtschaft oder schon eine Lebensform der Linken? Stadtpräsidentin **Corine Mauch** (SP) überreichte einen Kulturpreis der Stadt Zürich dem Autor **Mathias Ninck**, ehemaliger Journalist bei *Tages-Anzeiger*, *Magazin* und *NZZ am Sonntag*. Ninck erhielt ein «halbes Werkjahr» im Wert von 24 000 Franken. Auch die andere Hälfte seines Einkommens bezieht Ninck von der Stadt Zürich beziehungsweise den Steuerzahlern: Er ist Co-Leiter Kommunikation des Polizeidepartements von **Richard Wolff** (AL). Es ist nicht die erste Auszeichnung für Ninck: Für seine *NZZaS*-Geschichte über den Herzchirurgen Marko Turina hatte er bereits den Zürcher Journalistenpreis erhalten. Auch damals gab es einen Schönheitsfehler: Die Behauptung, Turina habe einer Patientin wissentlich ein Herz mit der falschen Blutgruppe eingesetzt, erwies sich als falsch. (gut)

Am See-Spital am Zürichsee tobt ein Machtkampf. Nachdem Anfang Oktober Stiftungsratspräsident **Walter Bosshard** per sofort zurückgetreten ist, verlangen die Belegärzte des Spitals nun auch den Rücktritt von Interimspräsident **Lorenzo Marazzotta**. Dieser sowie Spitaldirektor **Matthias Pfammatter** gelten als Gefolgsleute von Bosshard, die die Missstände um den inzwischen entlassenen Schmerzspezialisten D. monatelang zu vertuschen versucht



Verwechselt: Bundesratskandidat Aeschi (SVP).

haben. «Das See-Spital benötigt zwingend einen Neuanfang», schrieben die Belegärzte in einem Brief und forderten Marazzotta auf, sein Mandat «umgehend» niederzulegen. Marazzotta denkt jedoch nicht daran, abzutreten, und wies die Forderung schriftlich zurück. Vor wenigen Tagen haben sich die Belegärzte darum in einer Vereinigung organisiert, um ihre Interessen gegenüber der Spitalleitung zu wahren. Die Auseinandersetzungen drücken auf die Stimmung des Personals. Besonders in der Abteilung Innere Medizin, wo auch Arzt D. tätig war, häufen sich offenbar die krankheitsbedingten Absenzen. Die Personal-Fluktuation am See-Spital soll dieses Jahr bereits über zwanzig Prozent betragen. (are)

Nach den letzten Ständeratswahlen in Zürich verbreitete die linke Wochenzeitung *Woz* eine kuriose Meldung: In der Vereinigten Bundesversammlung, welche den Nachfolger von **Eveline Widmer-Schlumpf** wähle, habe die Mittlinks-Allianz mit SP, CVP, BDP, GLP EVP, Grüne und PDA 226 Sitze, die Ratsrechte mit SVP, FDP, Tessiner Lega und Genfer Mouvement Citoyens Genevois (MCG) 220 Sitze. Mit anderen Worten: die Vereinigte Bundesversammlung zählt nach *WOZ*-Zählung neu insgesamt 446 Sitze. Eigentlich wären es bloss 246, also 200 Nationalräte und 46 Ständeräte. Die *Woz*-Zählung zeigt: Mit der Linken ist zu rechnen, aber **Alain Berset** (SP) sollte auf keinen Fall das zahlenlastige Finanzdepartement übernehmen. (hmo)

Der St. Galler CVP-Nationalrat und Bauernpräsident **Markus Ritter** weiss, wie man von Experten passende Aussagen erhält: Bei den Experten-Hearings zur Volksinitiative für Ernährungssicherheit in der Wirtschaftskommission des Nationalrates (WAK) wurde als Experte FDP-Nationalrat **Jacques Bourgeois** (FDP) von Ritter befragt. Der Präsident des Bauernverbandes, der bei einer Anhörung seinen Direktor als Experten zu einer Initiative des Bauernverbandes befragt, das grenzt an einen Schildbürgerstreich. (hmo)



Unter Bauern: FDP-Nationalrat Bourgeois.



Preisverdächtig: Stadtpräsidentin Mauch.

«Im Sinne einer Voranzeige» kündete die Unabhängige Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen (UBI) letzte Woche für den 10. Dezember eine Medienkonferenz an: Der emeritierte Berner Medienprofessor **Roger Blum**, der nach acht Jahren als UBI-Präsident zurücktritt, stelle dann seinen Nachfolger und ein Buch über seine Behörde vor. Was darin zu lesen ist, stand allerdings schon in der letzten *NZZ am Sonntag*: Roger Blum, der seit dreissig Jahren als Journalist und als Professor für eine rot-grüne Schweiz kämpft und bei der UBI die SRG-Medien stets vor ihren Kritikern schützte, hält die Beschwerdeinstanz für einen «Papiertiger» und wünscht sich eine «grosse Regulationsbehörde», die nicht nur auf Beschwerden aus dem Publikum, sondern aus eigenem Antrieb eingreife. «Die *NZZaS* gibt nur teilweise meine Meinung wieder», schrieb Blum allerdings am Sonntagnachmittag in einem Tweet, «das Interview lief anders (und ist auch anders autorisiert).» Nur wer die Medienkonferenz besucht, erfährt also, was er wirklich meint. Das Buch heisst: «Unseriöser Journalismus?» (sär)

Die *Weltwoche* freut sich über das Interesse an ihren Artikeln. Eher belustigt nehmen wir zur Kenntnis, dass selbst Artikel von uns heftig diskutiert werden, die wir gar (noch) nicht geschrieben haben. Dass wir eine kleine Umfrage zur Kultur des Alkoholkonsums unter der Bundeshauskuppel gestartet hatten, verleitete die *Sonntagszeitungs*-Journalisten **Denis von**



Alles anders: Medienprofessor Blum.



Gerüchteküche: SVP-Kandidat Parmelin.

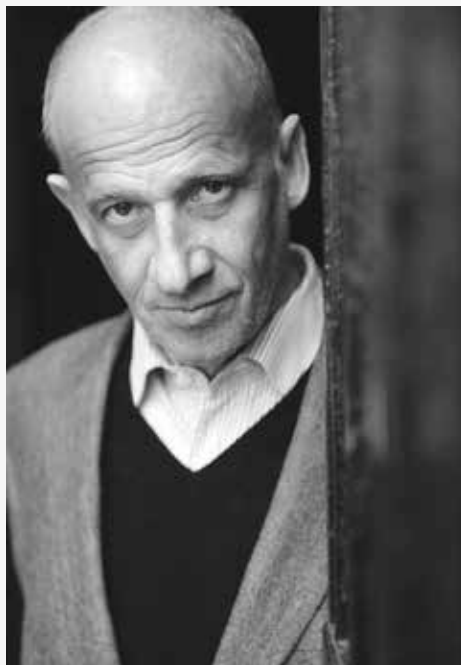


Hallo Nachbar: Neo-Ständerat Noser (FDP).

Burg und Fiona Endres zur abenteuerlichen These, die *Weltwoche* wolle im Verbund mit der SVP-Spitze den offiziellen SVP-Bundesratskandidaten **Guy Parmelin** diskreditieren, um die Wahlchancen seines internen Konkurrenten Thomas Aeschi zu erhöhen. Das ist natürlich so absurd, wie es klingt. Was freilich das politische Personal in Bern nicht davon abhielt, das kuriose Gerücht zu ventilieren. Offensichtlich liegen bereits eine Woche vor den Wahlen die Nerven blank. Doch damit nicht genug: Ein halbes Dutzend weiterer Blätter schrieb der *Sonntagszeitung* ab, darunter der *Blick*, der von einer «Schlamm Schlacht» fabulierte. Auch am Montag und Dienstag dieser Woche liess das Interesse von Politikern und Journalisten an unserer kleinen Trinkrecherche nicht nach, die Anfragen erreichten uns im Stundentakt. Na dann prost, Kollegen! (*gut*)

Laut *Sonntagsblick* hat der Zürcher Neo-Ständerat **Ruedi Noser** (FDP) für vier Millionen Franken ein Penthouse im Mobimo Tower gekauft. Mit dem Fernrohr hat er von dort aus Einblick in die *Weltwoche*-Redaktion. Und umgekehrt. (*fsc*)

Nachruf



Die Kraft der Autoren: Regisseur Bondy.

Luc Bondy (1948–2015) — Er war ein Wunderkind und ein Liebling der Götter, ein Flattergeist des Theaters in Oper und Schauspiel. 1948 in Zürich geboren, aufgewachsen in französischen Internaten, besucht er in Paris die Theaterschule von Jacques Lecoq. Bald beginnt er mit ersten Inszenierungen. Schon 1973 gelingt ihm in Darmstadt ein Theaterwunder: Er inszeniert Goethes berühmte *Ménage-a-trois* («Stella») mit mehreren Schlüssen – die perfekte Dreierbeziehung. Es ist eine Meisterwerk an Menschenführung und perfekter Lichtregie. Zweisprachig aufgewachsen, gelangte es ihm, 1984 in Paris für Schnitzlers «Das weite Land» Michel Piccoli als Hauptdarsteller zu gewinnen. Die Verfilmung folgt zwei Jahre später. Frankreich als Arbeitsfeld ist gewonnen. In seinem Heimatland Schweiz arbeitet er erst 1993, in Lausanne im Théâtre Vidy. Zürich meidet er bis 2001. Endlich findet er in Wien die Position, die ihn materiell unabhängig macht: als Intendant der Wiener Festwochen. Seit 2013 ist er wieder ganz in Paris, als Direktor bringt er das Odéon zu neuem Glanz. Bondy mied alle Methoden. Er war kein Manierist und hat nie ein Stück «dekonstruiert». Er glaubte an den Kanon und die Kraft seiner Autoren Marivaux, Shakespeare, Beckett, Botho Strauss, Tschechow. Die andern ignorierte er. Kein Brecht, *never!* Der Regisseur verehrte und verzehrte die Frauen und umgekehrt. Für manch eine Karriere nicht folgenlos. In einem Interview sagte er: «Bei Proust habe ich gerade gelesen: <Was mögen Sie am liebsten?> Die Antwort war: <Die Liebe.>»

Gerd Leo Kuck



Das wahre Organ: Simpson-Sprecher Gastell.

Norbert Gastell (1929–2015) — Die Fundamentalisten, die ausser den Originalstimmen nichts gelten lassen, wenden sich mit Grausen ab, wenn man ein Hohelied auf Synchronsprecher anstimmt. Aber es gibt tatsächlich welche, bei denen es einem besonders warm ums Herz wird. Sie deutschen keineswegs einfach ein, sondern gewinnen den Figuren neue Charakterseiten ab. Zu diesen legendären Sprechern gehörte Norbert Gastell, der ab 1991 einer Comic-Serie-Figur nicht nur das richtige, sondern vor allem das wahre Organ gab: Homer Simpson, diesem ewig zu Infantilität neigenden Familienvater, der mit schlichtem Gemüt gleichwohl den Pascha mimt, aber eher selten merkt, dass ihn Frau und Kinder nie richtig ernst nehmen. Einen solch zeitgemässen Charakter zu synchronisieren, ist alles andere als leicht. Und jener Sprecher, der für Simpson vorgesehen war, gab nach einem Tag auf. Der Kerl sei viel zu kompliziert. Und so übernahm Norbert Gastell den schwierigen Charakter und fand rasch die richtigen Stimmlagen dazu. Denn zwischen Unbedarftheit und penetranter Selbstzufriedenheit immer den richtigen Ton zu treffen, ist ein Kunststück. Gastell meisterte es grandios. Bald war Homer ohne diese Schnattergusche einfach nicht mehr Homer. Wer einmal die Originalstimme von Dan Castellaneta gehört hat, weiss das. Der Amerikaner brummt, statt alle Modulationsregister zu ziehen. Und genau das machte Simpson zu einem vollwertigen Mann, in dem sich jeder mal wiedererkennen konnte. Was soll nun werden?

Wolfram Knorr

Jositsch in den Bundesrat

Von Philipp Gut und Peter Keller — Unter SP-Justizministerin Simonetta Sommaruga ist das Asylwesen aus dem Ruder gelaufen. Ihr Zürcher Parteikollege Daniel Jositsch ruft dazu auf, die Fähigsten in die Regierung zu wählen. Der bestgewählte Parlamentarier der Schweiz hat recht: Es gibt fähigere Sozialdemokraten.



Politik der Realitätsverweigerung: Sommaruga, Jositsch.

Nach den Wahlen ist vor den Wahlen, nach dem 18. Oktober ist vor dem 9. Dezember. Alle vier Jahre bestimmen die Schweizerinnen und Schweizer ihre Volksvertreter im nationalen Parlament – nicht aber ihre Vertretung im Bundesrat. Dieses Gremium wird erst durch die neubesetzte Bundesversammlung zusammengestellt. Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt: Das Resultat der eidgenössischen Wahlen (18. Oktober) hat nur bedingt Einfluss auf die Zusammensetzung der Regierung (9. Dezember). Selbst die SVP, die nun mit Abstand wählerstärkste Partei im Land, ist auf die Unterstützung aus anderen Fraktionen angewiesen, wenn sie die ihr gemäss Konkordanz zustehenden zwei Vertreter im Bundesrat stellen will.

Eigentlich wäre die Ausgangslage für die diesjährigen Bundesratswahlen klar, fast schon langweilig. Sechs der sieben Bundesräte

bleiben im Amt, Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) räumt ihren Platz. Damit wäre das Terrain bereitet, um wieder zur Konkordanz und damit zu mehr politischer Stabilität im Land zurückzukehren: je zwei Sitze für die drei grössten (SVP, SP, FDP) und einen Sitz für die kleinste (CVP) der Bundesratsparteien.

Konfuse Kritik

Die Schweizerische Volkspartei präsentiert der Bundesversammlung gleich drei Männer, aus allen grossen Sprachregionen einen Kandidaten. Gleichwohl wird das offizielle Ticket in Frage gestellt, mit teilweise akrobatischen Begründungen. Dem Zuger Thomas Aeschi wird vorgeworfen, ein allzu linientreuer Blocher-Funktionär zu sein, dem Tessiner Norman Gobbi reibt man genau das Gegenteil unter die Nase: dass seine Lega in sozialen

Fragen viel linker politisiere als die SVP. Der freundliche Waadtländer Guy Parmelin wiederum steht eher parteiintern unter Verdacht, dass er, einmal in den Bundesrat gewählt, das Gedankengut der SVP zu wenig konsequent einbringen würde. Die konfuse Kritik zeigt vor allem eines: Die Bundesversammlung kann tatsächlich zwischen drei unterschiedlich temperierten Kandidaturen aussuchen.

Trotzdem oder gerade deswegen werden immer neue Vorbehalte gegenüber dem offiziellen Dreierticket aufgebracht. Auch der frisch in den Ständerat gewählte Daniel Jositsch (SP) mischte sich in die Debatte ein. Gegenüber dem *Tages-Anzeiger* meinte er, dass die Konkordanz zwar verlange, dass er jemanden von der SVP wähle. «Die Konkordanz und Zauberformel verlangen aber nicht, dass diese Person von einem Zweier- oder Dreierticket

sein muss.» Es gehe nun darum, zu schauen, «welches der fähigste Mann, die fähigste Frau aus der SVP» sei. Gegenüber den offiziellen Bewerbern habe er diesbezüglich Bedenken.

Jositschs Ansatz hat es in sich. Bis jetzt war die Fähigkeit nicht das oberste Kriterium bei Bundesratswahlen, sondern die Suche nach einem Kandidaten, der das eigene Gedanken- gut möglichst effektiv vertritt, aber noch wählbar ist für die Mehrheit der Bundesversammlung. Nun soll also gemäss dem Zürcher SP-Ständerat der fähigste SVP-Mann oder die fähigste SVP-Frau ran. Es lohnt sich, den Gedanken weiterzuspinnen. Selbstverständlich müsste dieser Ansatz auch für die Kandidaten anderer Parteien gelten. Allerdings zeigt sich erst im Amt, ob jemand der Aufgabe tatsächlich gewachsen ist – oder eben nicht, und es wäre für die Qualität der Landesregierung durchaus förderlich, wenn die Bilanz der Bundesräte bei der Bestätigung das entscheidende Kriterium wäre. Mit anderen Worten: Wer sich als untauglich erweist, soll gehen – die satte Pension von über 200 000 Franken im Jahr dürfte den unfreiwilligen Abgang versüssen.

Politik der offenen Tore

Nun sieht das schweizerische Konkordanzsystem eigentlich keine Abwahl von Bundesräten vor, und es gehört zur Ironie des Politbetriebs, dass 2007 – unter kräftiger Mitwirkung von Daniel Jositsch und seiner Partei – Justizminister Christoph Blocher abgewählt wurde, gerade weil er zu fähig war. Er hatte die Asylgesuchszahlen auf rund 10 000 jährlich halbiert, das Migrationsamt auf rasche Bearbeitung und Vollzug der Gesuche getrimmt, die Kosten in seinem Departement um über zwanzig Prozent gesenkt und sich aktiv in die zentralen Dossiers seiner Kollegen eingebracht. Eine weitere Ironie besteht darin, dass heute mit Simonetta Sommaruga ausgerechnet eine Sozialdemokratin das EJPD führt. Unter ihr kennen die Asylzahlen nur eine Richtung: nach oben. Die Mehrheit der Asylsuchenden sind keine Flüchtlinge gemäss Genfer Konvention, sondern Wirtschaftsmigranten, die sich gezielt ihr Asylwunschländ mit den besten Leistungen aussuchen – mit Hilfe krimineller Schlepperbanden. Ein durch den politischen Schlendrian begünstigtes Milliardenbusiness.

Als oberste Asylpolitikerin des Landes ist Sommaruga eine Fehlbesetzung. Die Hoffnungen, die sie bei ihrer Wahl in den Bundesrat aufgrund ihrer pragmatischen Vergangenheit weckte, haben sich zerschlagen. Noch als Nationalrätin und Mitverfasserin des «Gurten-Manifests» forderte sie 2001 eine «Begrenzung der Zuwanderung». Denn die Einwanderungspolitik müsse den «längerfristigen Landesinteressen» dienen. Heute, wo sie in Amt und Würden ist und die Dinge in die richtige Richtung lenken könnte, macht Sommaruga das Gegenteil: Sie lässt möglichst viele

Migranten ins Land. Und schadet damit den Interessen der Bürger und Steuerzahler. Letzte Woche kam aus, dass die unmittelbaren Kosten für die Migranten explodieren, auf beinahe zwei Milliarden Franken pro Jahr. Von den immensen Folgekosten – viele «Flüchtlinge» landen schliesslich in der Sozialhilfe – nicht zu reden.

Ob dabei die Gesetze eingehalten werden, scheint Sommaruga nicht zu kümmern. Bewusst verwischt die Nichtjuristin an der Spitze des Justizdepartements den entscheidenden Punkt im Asylgesetz: die Unterscheidung zwischen politisch Verfolgten und Armuts- und Wirtschaftsmigranten. Denn nur Erstere haben Anspruch auf Asyl. Sommaruga hingegen plädiert für eine Politik der offenen Tore. Moralismus schlägt Verantwortung. Ein Beispiel: In der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich verglich sie kürzlich die Nazizeit mit der heutigen Asylpraxis der Schweiz: «Es soll

Sommaruga gleicht immer mehr einer wächsernen Madonnenfigur, Kritik perlt an ihr ab.

sich in fünfzig Jahren niemand für uns entschuldigen müssen.» Dieser Satz bringt das Sommaruga-Problem unfreiwillig auf den Punkt: Die einstige Hoffnungsträgerin einer geerdeten Linken hat sich von der realen Politik verabschiedet. Sie distanziert sich von ihrem eigenen Job.

Das zeigen auch die Zahlen: Der Bund erwartet bis Ende Jahr rund 34 000 Gesuche, Tendenz steigend. Gegenmassnahmen bleiben aus, etwa gegen den neusten Zustrom von



Probleme offen benannt: Regierungsrat Fehr.

Afghanen, die in den letzten beiden Monaten die Eritreer von der Spitze der Zuwanderungs-rangliste fulminant verdrängt haben (siehe Artikel Seite 35). Statt dass die Asylgesetze restriktiv vollzogen werden, herrscht im Staatssekretariat für Migration (SEM) die Devise, unbegrenzt «Flüchtlinge» aufzunehmen. Der gleiche Geist zeigt sich in der Migrationsaus-senpolitik: Hat sich Sommaruga anfänglich noch für Rückübernahmeabkommen mit vornehmlich afrikanischen Problemstaaten eingesetzt, besucht sie jetzt als Wanderheilige vorzugsweise Flüchtlingslager vor Ort, um sich medienwirksam ablichten zu lassen. Dass sie dabei auch in plumpe diplomatische Fallen tappt wie jüngst bei ihrem Äthiopien-Besuch, stört die Sozialdemokratin offensichtlich nicht (*Weltwoche* Nr. 46/15).

Sommaruga gleicht sich immer mehr einer wächsernen Madonnenfigur an, Kritik perlt an ihr ab. Die Politik keines der aktuellen Bundesratsmitglieder steht in einem derart offiziellen Gegensatz zur Haltung der Bevölkerungsmehrheit. Das letzte Referendum gegen die Verschärfung der Asylgesetze wurde 2013 mit 78,4 Prozent der Stimmen abgeschmettert. Die vereinigte Linke vermochte nicht einmal ihr eigenes Elektorat gegen die Vorlage zu mobilisieren. Und Sommaruga? Macht einfach weiter.

Unter ihrer Politik der Realitätsverweigerung ächzen nicht nur die Beamten im SEM und in den überlaufenden Aufnahmezentren des Bundes, es leiden vor allem die betroffenen Behörden in Kantonen und Gemeinden. Findet nicht bald ein Wechsel an der Spitze des Justizdepartements statt, wird sich die Asylkrise weiter verschärfen.

Jositsch – oder Fehr

Womit Daniel Jositsch wieder ins Spiel käme. Simonetta Sommaruga ist die falsche Frau am falschen Ort. Prädikat «ungenügend». Nun muss, in Abwandlung des Diktums des Zürcher Ständerats, «die fähigste Frau oder der fähigste Mann aus der SP» ran. Ein Schuft, wer denkt, dass der geschmeidige Strafrechtsprofessor Jositsch sich selbst als geeigneter sieht, die komplexen Dossiers im Justizdepartement zu vertreten, als seine Parteikollegin mit Klavierdiplom. Sein Wunsch nach den besten Leuten in der Regierung dürfte also auch als Bewerbungsschreiben verstanden werden. Allerdings fragt sich, ob ihm am Ende nicht ein anderer Zürcher SP-Politiker den Rang ablauft: Mario Fehr. Er ist Vorsteher der Justizdirektion und ganz konkret konfrontiert mit den Auswüchsen der eidgenössischen Asylmisswirtschaft. Er weiss, was diese Politik für die Kantone heisst, und hat kürzlich auf Tele Züri für einen Linken erstaunlich offen die Probleme benannt. Ob Jositsch oder Fehr: Fähiger als die amtierende Bundesrätin Simonetta Sommaruga wären sie allemal.

Gut bis ungenügend

Von Philipp Gut, Hubert Mooser und Nicolas Bischof (Illustration) —
Welche Bundesräte regieren souverän? Wer sollte gehen? Wo bieten sich Alternativen an?

Wer soll auf Widmer-Schlumpf folgen?

Die Ära von Eveline Widmer-Schlumpf, die das Konkordanzsystem auf den Kopf stellte, geht zu Ende. Die Vertreterin der Kleinpartei BDP, die 2007 gegen ihren damaligen Parteikollegen Christoph Blocher in die Landesregierung aufrückte, beugt sich dem Druck des SVP-Siegs in den Parlamentswahlen. Der Bundesrat befreit sich damit aus der Geiselhaft der Linken, die Widmer-Schlumpf mit Hilfe der Mitte und einiger Freisinniger auf den Schild hob. Die SVP hat Anspruch auf einen zweiten Regierungssitz und tritt mit einem sprachregionalen Dreier-ticket an: dem Zuger Shootingstar Thomas Aeschi, dem patronalen Waadtländer Guy Parmelin und dem ebenfalls noch jungen Tessiner Lega-Regierungspräsidenten Norman Gobbi. Dieser wäre das pure Gegenteil der internationalistischen und etatistischen Widmer-Schlumpf: ein beherzter Kämpfer für die Bürgerfreiheit und die Unabhängigkeit der Schweiz, der auch zu unkonventionellen Methoden greift, wie er im Umgang mit den italienischen (Steuer-)Behörden bewies. Wer die Besten jeder Partei in den Bundesrat wählen will, kommt natürlich nicht um den Namen Blocher herum. Neben dem Altbundesrat, dessen Rückkehr nach Bern freilich unrealistisch ist, steht neuerdings Tochter Magdalena Martullo zur Auswahl. In ihrem Unternehmen hat sie gezeigt, dass sie mindestens so gut haushalten kann wie ihr Vater – sie wäre also dafür gerüstet, um den maroden Bundeshaushalt zu sanieren. Doch ob sie auch in der Politik so souverän agiert, muss sie erst noch beweisen. Das Potenzial zum populärsten Bundesrat seit langem hätte der von der *Weltwoche* ins Spiel gebrachte Parteipräsident Toni Brunner, der allerdings abwinkt. Wie man hört, war es der Zürcher Bankier Thomas Matter, der sich intern für seinen Namensvetter Aeschi starkmachte. Warum aber nicht gleich Matter selbst? Auch der Urheber der Initiative zur Rettung des Bankkundengeheimnisses wäre ein geeigneter Kandidat, um den durch Eveline Widmer-Schlumpf angerichteten Flurschaden auf dem Finanzplatz zu beheben. Eine in diesem Fall drohende Zürcher Doppelvertretung im Bundesrat könnte man vermeiden, indem der amtsmüde wirkende Ueli Maurer seinen Posten räumt.

Ueli Maurer, SVP

Maurer war ein vorbildlicher Parteipräsident. Mit nie erlahmender Energie besuchte er Sektion um Sektion, und wo immer er auftrat, be-

geisterte er mit seinem Schwung, seinem Humor, seiner rhetorischen Schärfe. Die Freunde mochten ihn, die Feinde fürchteten ihn. Doch heute begegnet einem ein anderer Mensch: Der Elan scheint verloren gegangen zu sein, und selbst Parteimitglieder fragen sich, was der Verteidigungsminister eigentlich will. Die Klage geht um, man habe den Draht zum eigenen Bundesrat verloren. Im Regierungsgremium gibt Maurer zwar manchmal Gegensteuer, aber Erfolg hat er damit praktisch nie. Das kollektive Wohlbefinden in der Bundesrats-WG, so heisst es, sei ihm wichtiger als überzeugter Einsatz für die richtigen Positionen. Die Bilanz als Verteidigungsminister bleibt zwiespältig: Maurer möchte zwar die Armee wieder stärken, aber in der Praxis gelingt ihm dies nur bedingt. In seiner Amtszeit ging der Abbau weiter, die Gripen-Abstimmung verloren. Die neueste Reform verspricht unter dem Titel Weiterentwicklung der Armee (WEA) eine schlagkräftigere und wieder rascher mobilisierbare Truppe. Doch der Bestand wird halbiert, und es fehlt an allen Ecken und Enden an Waffen und Material. Kein Wunder: An den VBS-Schaltstellen sitzen immer noch die alten Internationalisten und Armeeabbauer, wie etwa Strategiechef Catrina. Widerspruch, etwa von Seiten der Offiziersgesellschaft und der Milizverbände, gilt als Majestätsbeleidigung – auch dies kein Zeichen eines souveränen Führungsstils. Es braucht frischen Wind an der VBS-Spitze, die Armee kann nur dann wirklich gestärkt werden, wenn der Chef mit Feuer vorangeht. Eine hauseigene Alternative böte sich an: Der ehemalige Chef-Testpilot der Luftwaffe und heutige Nidwaldner Regierungsrat Res Schmid (SVP) ist im VBS mit einem Teilpensum als Berater tätig. Er könnte den Steuerknüppel von Maurer übernehmen.

Doris Leuthard, CVP

Bei der amtsältesten Bundesrätin blättert zwar langsam der Lack. Der Leuthard-Effekt ist verpufft, das haben die Abstimmungen über die Zweitwohnungsinitiative und die Verteuerung der Autobahnvignette gezeigt, in denen sie überraschende Niederlagen erlitten hat. Und bei der Revision des Radio- und Fernsehgesetzes schrammte sie haarscharf an einer solchen vorbei. Im kommenden Jahr steht Leuthard unter Erfolgsdruck. Schwierige Dossiers warten: zum Beispiel die Energiestrategie 2050, bei der sie mit überehrgeizigen Ausbauzielen bei den alternativen Energieträgern und teuren Geldspritzen operiert. Schwierig wird auch die



Geiselhaft der Linken: Widmer-Schlumpf.



Der Elan scheint verloren: Maurer.



Gespür für das richtige Timing: Leuthard.

Abstimmung über einen zweiten Strassentunnel am Gotthard im Februar. In der Partei traut man Leuthard aber zu, dass sie diese Klippen meistert. Intern hat Leuthard immer noch eine starke Position, das hat das Ja der CVP-Delegierten zum Gotthard-Strassentunnel wieder gezeigt – obwohl in der CVP die Meinungen zum Thema auseinandergehen. Leuthard kann ihre Projekte im Parlament hervorragend verkaufen (Bahnausbau). Sie hatte bisher auch ein gutes Gespür für das richtige Timing von Geschäften. Und sie kann sich innerhalb der Partei durch-



Perfekt inszeniert: Burkhalter.



Für die SP ein Glücksfall: Berset.



Übertriebener Aktivismus: Schneider-Ammann.

setzen, etwa, als sie die Kandidatur ihres Generalsekretärs Walter Thurnherr für die Wahl zum Bundeskanzler durchdrückte. Im Bundesrat ist Leuthard seit Jahren eine tonangebende Figur. An Strahlkraft überbietet sie in der CVP niemand.

Didier Burkhalter, FDP

Der Neuenburger galt schon als potenzieller Bundesrat, als er noch in der Neuenburger Stadtexekutive sass. Dass er heute der Publikumsliebbling unter den Bundesräten ist, ver-

dankt er auch seinem Kommunikationschef Jean-Marc Crevoisier. Dieser hat Burkhalter als Vorsitzenden der OECD perfekt in den Medien inszeniert. Weil er die Hände der Mächtigen dieser Welt schüttelte, priesen ihn einzelne Medien als Superaussenminister. Doch seine unzähligen Reisen stehen in Kontrast zu seiner Leistungsbilanz. Den Rahmenvertrag mit der EU hat Burkhalter verpeilt, weil er sich auf die Option mit dem EU-Gerichtshof als Schlichtungsinstanz versteifte. Bei der Masseneinwanderungsinitiative nahmen ihm die Kollegen das Heft aus der Hand, sie ernannten nicht etwa Burkhalters Staatssekretär Yves Rossier, sondern Jacques de Watteville, den Staatssekretär für internationale Finanzfragen, zum neuen EU-Chefunterhändler. Im Bundesrat macht Burkhalter häufig einen unentschlossenen Eindruck. Er scheut Konflikte wie der Teufel das Weihwasser. Die Amtsführung überlässt er seinem Staatssekretär. Gibt es in der FDP wirklich keine besseren Leute für den Job? Natürlich. Zum Beispiel den Genfer Staatsrat Pierre Maudet, 37. Er gilt als brillanter Kopf, der sich trotz einer linken Mehrheit in der Genfer Regierung über Parteigrenzen hinweg Respekt verschafft hat. Auch der neue FDP-Fraktions-Chef Ignazio Cassis, 54, käme in Frage. Der zurückhaltende, aber einflussreiche Tessiner ist kein Blender wie der derzeitige Aussenminister. Die Voten des Mediziners sind stets wohlüberlegt. Aussenpolitisch aufgefallen ist Cassis, als er sich für eine Verlängerung der Umsetzungsfrist bei der Masseneinwanderungsinitiative aussprach. Er geht davon aus, dass die Zuwanderungsfrage in den kommenden Jahren in Deutschland, Frankreich, Italien und Grossbritannien an Bedeutung gewinnt und dass davon auch die Schweiz politisch profitieren könnte.

Alain Berset, SP

Die Erwartungen an den jungen Innenminister in spe Alain Berset waren gross, als ihn die Bundesversammlung 2011 in den Bundesrat wählte. Dass er nach seiner Wahl den Schalter umlegen konnte, hat Berset bei der Managed-Care-Vorlage 2012 bewiesen. Als SP-Ständerat engagierte er sich noch gegen die Vorlage, als Bundesrat wurde er ein überzeugter Befürworter. Die Abstimmung verlor er trotzdem. Die wachsenden Kosten im Gesundheitswesen hat Berset bis heute nicht in den Griff bekommen. Er verliert sich in einer Reihe von dirigistischen Einzelmassnahmen. So sollen Versicherte mit hohen Wahlfranchisen bei den Prämien stärker zur Kasse gebeten werden – er bestraft damit Versicherte mit einer hohen Selbstverantwortung. Sein ehrgeizigstes Projekt ist die Altersvorsorge. Der Ständerat hat die Vorlage weiter ausgebaut. Im Nationalrat droht ihm jedoch heftiger Widerstand. Für die SP bleibt der Freiburger dennoch ein Glücksfall. Nicht bloss, weil er konsequent Parteisoldaten in Schlüsselpositionen hievt, was man auch als Günstlings-

wirtschaft bezeichnen könnte. Er verleiht der Partei mit seinen Auftritten nach aussen ein modernes Image und Glamour. Berset ist ein umsichtiger Chef, der in seinem Departement nichts anbrennen lässt. Er packt die Baustellen an und schmiedet dabei zuweilen geschickt parteiübergreifende Allianzen, wie bei der Revision der Altersvorsorge. Wer mit ihm zu tun hat, sagt, Berset besitze Verhandlungsgeschick, und er sei nicht dogmatisch. Im Regierungsgremium gehört der SP-Bundesrat bis jetzt noch nicht zu den Tenören. Das könnte sich in der kommenden Legislatur ändern.

Johann Schneider-Ammann, FDP

Der Wirtschaftsminister, 63, verkörpert den liberalen Geist der FDP etwas stärker als sein Parteikollege Burkhalter. Der Freihandelsvertrag mit China war sein bisher grösster Erfolg, auch wenn er von seiner Vorgängerin im Amt, Doris Leuthard, aufgelegt worden war. Schneider-Ammann fällt durch einen gewissen übertriebenen Aktivismus auf, etwa bei der Fachkräfteinitiative. Da war bisher vor allem lautstarker Pulverdampf, aber kein Geschoss im Ziel. Und bei genauerem Hinsehen kommen auch Zweifel an seinem liberalen Kompass auf. Seine Partei kämpft für eine freiheitliche Ausgestaltung des Arbeitsrechts, doch Schneider-Ammann hat seit 2010 rund zwei Dutzend Gesamtarbeitsverträge zwischen Arbeitgeberorganisationen und Gewerkschaften für allgemeinverbindlich erklärt. Nicht sehr erfreut war man in freisinnigen Kreisen, als er sich 2013 dazu verleiten liess, ein Schlichtungsverfahren einzuleiten. Dieses führte schliesslich zur Einführung von Mindestlöhnen in der Maschinenindustrie. Schneider-Ammann ist auch nach fünf Jahren im Bundesrat kein Grossmeister des Wortgefechts. Im Gremium gelingt es ihm häufig nicht, Standpunkte überzeugend darzulegen. Auch seine Glaubwürdigkeit hat gelitten. So gehörte er schon früh zu den Kritikern des Finanzplatzes – er bemängelte die Praxis der Banken, ihren Kunden beim Steuersparen zu helfen, «ihre Profite auf Kosten Dritter beliebig zu optimieren». Dass ausgerechnet sein ehemaliges Unternehmen raffinierte Konstrukte zum eigenen Vorteil nutzte, hat seinem Image geschadet. Alternativen bieten sich an: Bereits einmal versucht hat es die bestens vernetzte St. Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter. Auch der Schwyzer Regierungsrat Kaspar Michel hätte das Potenzial. Der studierte Historiker saniert seit 2010 Schritt für Schritt die Kantonsfinanzen. Für Aufsehen sorgte er Anfang November mit dem Vorschlag einer Flat-Rate-Tax und einem kantonalen Steuersatz von 5,5 Prozent. Damit würde ab 2017 erstmals ein grösserer Kanton die Einheitssteuer einführen. Ein liberaler Geist ist der junge Berner Christian Wasserfallen; ihn prädestinieren die Schwerpunkte seiner politischen Tätigkeit, aber auch seine argumentative Überzeugungskraft. ○



Drohung mit der Totalopposition: Protest gegen die Nichtwahl von Christiane Brunner 1993.

Strategien

Mittelmass ist Trumpf

Von Markus Schär — Die Parlamentarier gönnen den anderen Parteien keine Galionsfiguren. Sie trachten vielmehr danach, mit der Wahl der Bundesräte bei den Konkurrenten den grösstmöglichen Flurschaden anzurichten.

Das Schweizer Regierungssystem ist genial, darin stimmen die Experten überein, denn es funktioniert auch mit mediokrem Personal, sogar besser als mit genialem. Was im Staat läuft, bestimmt nämlich die Verwaltung: korrekt, kompetent, oft engagiert, ja zum Teil gar übermotiviert. Wenn wie vor zwölf Jahren ein Bundesrat antritt, um in seinem Departement aufzuräumen, sagte kürzlich ein Chefbeamter dem Schreibenden, «dann wird es schwierig».

Was die Verwaltung an Gesetzen austüftelt, schickt der Bundesrat allen irgendwie Betroffenen zur Vernehmlassung. Mit den gesammelten Einwänden kneten die Verwaltung und die Regierung eine möglichst mehrheitsfähige Vorlage für das Parlament. Und wenn das Gesetz umstritten bleibt, spricht das Volk das letzte Wort. Dieses System, meint der kampfgeprobte Ex-SP-Präsident Peter Bodenmann, kann sich zwar schlecht auf Umbrüche vorbereiten, aber verblüffend rasant und flexibel Entwicklungen nachvollziehen. Die Regierung braucht dafür gar nicht die besten Köpfe – die Bundesratswahlen, gemäss Bodenmann «die grösste Lügenfabrik», sind das Sieb, um das geeignete Personal zu finden.

Die grossen Kaliber bleiben aus einem einfachen Grund meist im Sieb hängen: Die 245 Kollegen in der Bundesversammlung müssten sie wählen. Die Bundesratswahlen sind die grossen

Tage im Leben eines durchschnittlichen Parlamentariers, weil es auf jede Stimme ankommen kann. Und jeder der Räte, pflegte schon der Alt-SP-Präsident Helmut Hubacher zu witzeln, steht an diesem Tag auf, schaut in den Spiegel und sagt sich: «So müsste der neue Bundesrat aussehen.» Zuoberst auf dem Anforderungsprofil steht deshalb nicht Brillanz, sondern (zumindest vorgetäuschte) Mediokrität.

Überlegenheit kommt schlecht an

Mit Überlegenheit aufzutrumphen, kommt schlecht an – das zeigte sich schon 1959, als das Parlament zum Bestellen einer konkordanten Regierung die Zauberformel fand. Als einer der beiden neuen SP-Bundesräte auserkoren war der Schaffhauser Walther Bringolf, der in seiner Stadt und seiner Partei wie ein Fürst herrschte. Doch er fiel durch, vorgeblich, weil er in der Jugend für die Kommunisten gekämpft hatte. Den wahren Grund für die Abfuhr kennt Helmut Hubacher. Als er in den Nationalrat kam, sagte ihm Bringolf: «Ich wollte Schauspieler werden, nun bin ich Politiker. Das ist kein grosser Unterschied. Aber merke dir: Der Bringolf spielt nur Hauptrollen, keine Nebenrollen.»

Doch Hauptrollen sind im Schweizer Regierungssystem keine vorgesehen. Es läuft schlecht, wenn im Bundesrat mehrere selbst-erkorene Hauptdarsteller aufeinanderprallen.

Das galt schon um 1930, als sich der Freisinnige Edmund Schulthess (1912–1935) und der Konservative Jean-Marie Musy (1919–1934) aus tiefstem Herzen hassten und 1931 sogar die Abstimmung zur Einführung der AHV scheitern liessen, weil Musy Schulthess öffentlich in den Rücken fiel. Und das galt zwischen 2003 und 2007 mit den drei Alpatieren Christoph Blocher (SVP), Pascal Couchepin (FDP) und Micheline Calmy-Rey (SP). Vor allem der dosierscheue freisinnige Drahtzieher aus dem Wallis brauchte seine beträchtliche Energie vorwiegend dafür, die Arbeit der Gegenspieler zu stören. Die sensiblen Gemüter im Bundesrat, Moritz Leuenberger (SP) und Joseph Deiss (CVP), litten derweil still vor sich hin.

Das ist – neben der Regel, dass jeder Parlamentarier den Bundesrat nach seinem Bilde wählt – der Grund dafür, dass kaum überragende Köpfe die Wahl in die Landesregierung schaffen. Es war auch das Motiv beim grössten Massaker, als am 5. Dezember 1973 gleich alle drei offiziellen Kandidaten scheiterten: Arthur Schmid (SP), Henri Schmitt (FDP) und vor allem Leo Schürmann (CVP). Gegen den Solothurner Nationalrat war das Köpferollen gerichtet. Nachdem gleich im ersten Wahlgang der Solothurner Sozialdemokrat Willi Ritschard zum Bundesrat erkoren worden war – weshalb sich damals kein Kandidat aus dem gleichen Kanton mehr wäh-

len liess –, sagte gemäss Helmut Hubacher der «sichtlich zufriedene» CVP-Fraktions-Chef Alois Hürlimann: «So, der Fall Schürmann wäre erledigt.» Denn ein zweites Alphonse neben dem 1971 gewählten CVP-Bundesrat Kurt Furgler, «das hätten wir nicht ausgehalten».

Ihre besten Köpfe brachten die Parteien höchstens mit Powerplay durch. Wie es geht, machte Peter Bodenmann vor, als die Bundesversammlung am 3. März 1993 Francis Matthey statt Christiane Brunner wählte. Die SP-Führung, getragen von einer Volksbewegung, die nach dem Fall der ersten Bundesrätin Elisabeth Kopp (FDP) wieder eine Frau forderte, drängte den gewählten Mann zum Verzicht und drohte den anderen Parteien mit dem Austritt aus der Regierung, wenn sie nicht eine von zwei welschen Gewerkschafterinnen – Christiane Brunner oder Ruth Dreifuss – wählten. Diese Drohung mit der Totalopposition nutzte auch die SVP, als sie 2003 Christoph Blocher in den Bundesrat brachte. Vier Jahre später zeigte sich allerdings, dass sie nicht reichte.

Spaltpilz Samuel Schmid

Ohne Druck gönnt die Bundesversammlung keiner Partei eine Galionsfigur; deshalb musste 1983 die Wahl von Lilian Uchtenhagen (SP) als erste Frau scheitern. Die Parlamentarier trachten sogar danach, wie es Peter Bodenmann ausdrückt, bei den anderen Parteien den «grösstmöglichen Flurschaden» anzurichten. Das traf bis vor zwanzig Jahren meist die SP, seither die SVP, exemplarisch 2001, als die Zürcherin Rita Fuhrer oder der Thurgauer Roland Eberle auf Adolf Ogi folgen sollte. Die Wahl schaffte der Berner Samuel Schmid: Er hatte sich für den konkordanten Bundesrat empfohlen, weil er in allen Gremien seine Meinung (sofern vorhanden) für sich behalten und sich am Schluss der Mehrheit angeschlossen hatte. Und vor allem, weil er Schaden für die SVP versprach. Der Historiker Urs Altermatt sagte vor der Wahl visionär: «Mit Samuel Schmid kann sich in Zukunft ein Spaltpilz in der SVP entwickeln.»

Die Geschichte der wilden Bundesratswahlen hat allerdings eine Pointe: Zumindest die gegen den Willen ihrer Partei gewählten Sozialdemokraten wuchsen zu bedeutenden Bundesräten heran, so Hans-Peter Tschudi, Willi Ritschard und Ruth Dreifuss. Und am meisten nützte der Partei der ungeliebte Otto Stich. Nachdem ihn die Bundesversammlung Lilian Uchtenhagen vorgezogen hatte, wollte die SP 1984 aus dem Bundesrat austreten. Sie sprach sich schliesslich für die Regierungsbeteiligung aus; Otto Stich zeigte sich erkenntlich, indem er wie kein anderer Bundesrat auf seine Partei hörte und junge Genossen im Bundesdienst förderte: Die Generation von Peter Häblützel (Personal), Benedikt Weibel (SBB), Ulrich Gygi und Peter Siegenthaler (Finanzverwaltung) sorgte dafür, dass die Verwaltung heute mehrheitlich rot-grün tickt. ○

Bundesratswahlen

Die Messer werden gewetzt

Von Hubert Mooser — Eine Woche vor dem Showdown stecken die Drahtzieher möglicher Störmanöver die Köpfe zusammen. Die Suche nach Sprengkandidaten läuft.

In der Wandelhalle spekulieren Parlamentarier schon heftig über den Nachfolger von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf. Wer schafft es auf dem offiziellen SVP-Ticket in den Bundesrat? Norman Gobbi (TI), Guy Parmelin (VD) oder Thomas Aeschi (ZG)? Oder plant die Mitte-Allianz mit SP, CVP, Grünen, BDP, EVP, GLP doch noch ein Störmanöver? Der Ablauf der Wahl ist für die SVP-Kandidaten ungünstig. Der vakante Sitz von Widmer-Schlumpf wird am Schluss neu bestellt. Dann haben die anderen Bundesratsparteien ihre Bundesräte im Trocknen. Diese Ausgangslage bietet theoretisch Spielraum für Aktionen der Mitte gegen die drei offiziellen SVP-Kandidaten. Aber dafür braucht es Drahtzieher und eine wählbare Alternative.

Von den «Verschwörern», die im Dezember 2007 die Wahl von Widmer-Schlumpf einfädelten, sind noch SP-Bundesrat Alain Berset und SP-Präsident Christian Levrat im Parlament. Christophe Darbellay ist zwar nicht mehr Nationalrat, geistert als CVP-Chef aber immer noch im Bundeshaus herum. Und da gibt es auch noch Fraktionschef Filippo Lombardi. Dem Tessiner traut man zu, dass er ein Ding drehen könnte. Bei der FDP könnte der linksfreisinnige Solothurner Kurt Fluri im Falle eines Störmanövers eine Funktion übernehmen.

Bei der SP ist neben Levrat mit Fraktionschef Roger Nordmann neu ein Spezialist für parteiübergreifende Koalitionen am Drücker. Das hat er beim Atomausstieg 2011 unter Beweis gestellt. Die Grünen wären ohnehin für ein Störmanöver offen. Präsidentin Regula Rytz hat bereits durchblicken lassen, sie werde niemanden in den Bundesrat wählen, der «die Europäische Menschenrechtskonvention und die internationale Zusammenarbeit in Frage stellt». Für einen Coup braucht es aber die Entschlossenheit aller beteiligten Kreise.

Davon spürte man in der ersten Sessionswoche bisher wenig. Genau wird man dies jedoch erst nach den Fraktionssitzungen vom kommenden Dienstag wissen, wenn die Parteien ihre Wahlstrategie definitiv festlegen werden. Lombardi und Darbellay haben den Anspruch der SVP auf einen zweiten Sitz wiederholt bekräftigt. Aber sie haben es bisher offengelassen, ob sie einen der offiziellen Kandidaten unterstützen. Die FDP wird laut Fraktionschef Ignazio Cassis einen offiziellen Kandidaten vom SVP-Ticket wählen. Die Genossen haben sich noch nicht festgelegt. Aber man weiss, dass Guy Parmelin für einige SPler wählbar ist. Damit ein Coup gelingt, braucht es eine Alter-



«Das kleinere Übel»: Levrat (l.), Darbellay.

native zu den drei SVP-Kandidaten. Die Ausschlussklausel der SVP hat viele Parlamentarier zwar verärgert. Aber anders als 2007 gibt es weit und breit keinen wählbaren Kandidaten, von dem man ausgehen kann, dass er das Spiel wie Widmer-Schlumpf auch mitmacht. Trotzdem ist nicht ausgeschlossen, dass die Mitte in den kommenden Tagen die Kandidatur eines inoffiziellen SVP-Kandidaten wie Heinz Brand oder Thomas Hurter aufzubauen versucht. Beide haben jedoch hoch und heilig versichert, dass sie eine Wahl nicht annehmen werden. Wie sich ein SVP-Sprengkandidat tatsächlich verhalten wird, weiss man aber wohl erst nach erfolgter Wahl. Nicht klar ist, ob die SVP für solche Pannen einen Plan B in der Schublade hat.

Die Diskussion läuft derzeit in der Wandelhalle anders – man diskutiert etwa über die Frage, wie man den als das «kleinere Übel» bezeichneten Guy Parmelin in den Bundesrat bringt. In der ersten Sessionswoche war er der Kandidat mit der grössten Zustimmung. Der Waadtländer Weinbauer hat allerdings ein Handicap: Ein Teil der Westschweizer Deputierten werde ihn nicht wählen, weil mit drei Romands in der Landesregierung auf Jahre hinaus kein Westschweizer mehr Bundesrat würde. Zudem könnte die SVP mit dem populären und volksnahen Parmelin im Wachstumsmarkt Westschweiz weiter zulegen, dies bereitet den anderen Parteien ebenfalls Kopfzerbrechen. ○

Spass muss sein

Von Henryk M. Broder —
Effizienter integrieren mit
Humor.



Den Deutschen eilt der Ruf voraus, dass sie keinen Humor haben und dass man ihnen jede Pointe zweimal erklären muss. Aber das stimmt nicht. Der deutsche Humor ist nur subtiler als der englische und hintergründiger als der französische. Hier der Beweis:

Die stellvertretende Bundesvorsitzende der CDU und Vorsitzende der Union in Rheinland-Pfalz, Julia Klöckner, die hier und da bereits als mögliche Nachfolgerin von Angela Merkel im Kanzleramt gehandelt wird, denkt laut darüber nach, wie man die Integration der vielen Zuwanderer effektiver gestalten könnte. Die Migranten sollten sich verpflichten, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, den Vorrang der deutschen Gesetze vor der Scharia und das Existenzrecht Israels anzuerkennen. Wer sich weigert oder gegen die Verpflichtung verstösst, muss damit rechnen, dass ihm die Sozialleistungen gekürzt werden.

Ich finde diesen Vorschlag grossartig! Schon deswegen, weil Frau Klöckner damit zu erkennen gibt, dass sie – im Gegensatz zu der Kanzlerin – ahnt, welches Gedankengut und welche Gewohnheiten einige der Migranten mitbringen. Sie halten wenig von der Gleichberechtigung, sie geben der Scharia den Vorzug vor weltlichen Gesetzen, und sie lieben Israel so sehr, dass sie es sich einverleiben möchten. Hinzu kommt: Etwa zehn bis zwanzig Prozent sind funktionale Analphabeten, können weder lesen noch schreiben. Wie sollen sie dann in der Lage sein, die Integrationsverpflichtung zu verstehen, die ihnen zur Unterschrift vorgelegt wird? Wird Frau Klöckner jedem Zuwanderer die Verpflichtung vorlesen und jeden Absatz einzeln erklären? Auf Deutsch, auf Pfälzisch oder auf Arabisch?

Was mich noch mehr irritiert: Würde man von jedem bio-deutschen Sozialhilfeempfänger als Vorbedingung für die Gewährung von Leistungen verlangen, er solle das Existenzrecht Israels anerkennen, könnte man sehr viel Geld sparen. Und die Gleichberechtigung von Mann und Frau ist auch in vielen deutschen Ehen, in denen die Frau arbeitet und der Mann zu Hause sitzt, nicht vollzogen.

Frau Klöckners Idee mag nicht zielführend sein, aber witzig ist sie auf jeden Fall. Und gut getimt. Am 11. November war Faschingsanfang.

Prophet in eigener Sache

Von Silvio Borner — In einer Propaganda-Broschüre singt Bertrand Piccard das Hohelied auf die Energiewende. So fragwürdig wie sein Dogmatismus ist auch sein Flaggschiff, die «Solar Impulse».

Der Herbst 2015 hat uns nicht nur mit herrlichem Wetter beglückt, sondern als Gratisbeilage auch eine unsägliche Propaganda-Broschüre «Neue Energie für die Schweiz» beschert, die von öffentlichen Kassen mitfinanziert wird. Der Untertitel ist besonders hanebüchen: «Die Energiewende wird im Kopf blockiert». Richtig hätte es heissen müssen: «Die Energiewende findet durch «brainwashing» nur in den Köpfen statt».

Diese Kolumne befasst sich aus Platzgründen nur mit dem Editorial des renommierten und respektierten Dr. Bertrand Piccard. Was dieser durchaus physikalisch-technisch versierte Promotor des «Solar Impulse»-Flugzeugs von sich gibt, zeigt in der ganzen Breite und Tiefe auf, wie die Energiewende eine kollektive Ideologie mit quasireligiösem Charakter geworden ist.

Der erste Punkt von Piccard beginnt vielversprechend: «Versorgungssicherheit entsteht durch eine intelligente Kombination von verschiedenen Energiequellen.» Bei näherem Hinsehen verfällt der bekannte Luftfahrtpionier allerdings bereits hier in Dogmatismus, weil er nur die sogenannten erneuerbaren Energien dazurechnet. Diese sind aber alles andere als unbegrenzt, wenn man den Platzbedarf für Sonnen- und Windenergie und den Landverschleiss für Biomasse mitberücksichtigt.



Flaggschiff am Limit des Möglichen

Bei der Speicherung setzt Piccard auf Technologien wie Pumpspeicher, Wasserstoff, Druckluft oder Boiler und Batterien. Pumpspeicher produzieren keinen zusätzlichen Strom, sondern verlieren durch das Pumpen gut 20 Prozent Energie. Wasserstoff und Druckluft sind technisch machbar und funktionieren im Labor, allerdings mit so geringen Wirkungsgraden, dass sie eine wirtschaftliche Umsetzung im Mega- oder gar Terawatt-Bereich ausschliessen. Boiler und Batterien mögen dezentral den Tag-Nacht-Ausgleich bewältigen, aber sicher nicht die saisonale Überbrückung auf der Netzebene.

Gemäss Piccard ist die kostendeckende Einspeisevergütung (KEV) keine Subvention, sondern «eine intelligente Umlage der Erstinvestition auf die Endverbraucher». Piccard gesteht hier unfreiwillig ein, dass die KEV in der Tat eine Umverteilungsmaschine zwi-

schen Solarinvestoren ist, die aber voll zu Lasten der Konsumenten und Mieter geht. Sie ist daher nicht nur ineffizient, sondern auch unsozial. Weiter meint Piccard, dass «bei den erneuerbaren Energien alle externen Kosten im Preis enthalten» seien. Das ist in zweifacher Hinsicht falsch: Erstens machen die Flatterproduktionen von Wind und Sonne zusätzliche – und sonst überflüssige – Investitionen in Reserve- und Netzkapazitäten nötig, die nicht die Produzenten, sondern allein die Konsumenten bezahlen. Diese Systemkosten steigen zudem überproportional an, je grösser die Anteile von Wind und Sonne werden. Zweitens stecken in den Solarzellen und den Windrädern viel graue Energie und Giftstoffe, deren Beseitigung gefährlicher ist als die bereits vorfinanzierte Lagerung des «Atommülls». Dieser ist schon heute eher ein Rohstoff für morgen als ein Abfall von gestern. Weiter schreibt

Piccard, dass wir mit LED-Lampen und Wärmepumpen zwei Kernkraftwerke einsparen könnten. Dabei übersieht er, dass fast zwei Drittel des Stromverbrauchs im industriell-gewerblichen Sektor anfallen, wo ganz andere Bedingungen herrschen als in Haushalten.

Am Schluss lesen wir: «Die Energiewende kann nur stattfinden, wenn auch der rechtliche Rahmen stimmt. Der Erfolg hängt deshalb auch vom Pioniergeist unserer Behörden ab.» Als ob Behörden ausser im militärisch-strategischen Bereich je produktive Innovationen und technische Fortschritte hervorgebracht hätten! Nein, der wirtschaftliche Rahmen muss stimmen, so dass sich auch in der Energieversorgung die unternehmerischen Investoren und Innovatoren nach den Marktkräften ausrichten.

Piccards eigenes Flaggschiff, das «Solar Impulse»-Projekt, hat bisher ohne Imageschaden 168 Millionen Franken und Unmengen grauer Energie verschlungen. Dafür verdient er unsere Bewunderung, schlägt er doch im Kanalisieren von öffentlichen Geldern auf eigene Mühlen selbst die Agrarlobby. Dank verdient er aber auch dafür, der ganzen Welt demonstriert zu haben, wie eng und unverrückbar die physikalischen Grenzen der Solarenergie für die wirtschaftliche Nutzung gesteckt sind. Im Gegensatz zu den Prototypen der Wright-Brüder wird es hier keinen Fortschritt mehr geben, weil man bereits am Limit des technisch Möglichen ist.

Osteuropäische Absetzbewegung

Von Hansrudolf Kamer — Enttäuschung über den Westen lässt die Politik in Osteuropa langsam abdriften. Die Flüchtlingskrise verschärft den Trend. Die Entwicklung hat auch ihre Vorteile.



Es ist ein paar Jahre her, dass der damalige amerikanische Verteidigungsminister Donald Rumsfeld die Europäer in «alte» und «neue» einteilte. Die Neuen waren jene

im Osten, die dem sowjetischen Satelliten-Status entronnen waren. In der hitzigen Auseinandersetzung vor dem Irakkrieg stellten sich die Neuen hinter Amerika, während die Alten – Deutschland und Frankreich hauptsächlich – die amerikanische Intervention zu hintertreiben versuchten.

Der Wüstensand hat diese Spuren verweht. Und die Lage hat sich stark verändert. Vor zwei Wochen hat in Polen die euroskeptische vormalige Oppositionspartei Recht und Gerechtigkeit die Regierungsgeschäfte übernommen. Im Wahlkampf waren die Konservativen gegen den Brüsseler Zentralismus ins Feld gezogen und hatten sich gegen die verordnete Aufnahme von Flüchtlingen ausgesprochen.

Der Erfolg der Oppositionspartei beruhte aber in erster Linie darauf, dass sie die «Bürgerplattform», die während acht Jahren regiert hatte, wirtschaftspolitisch links überholte und sozialpolitisch die Positionen rechts von ihr besetzte. Daraus resultierte eine absolute Mehrheit – zum ersten Mal in der polnischen Demokratiegeschichte.

Die Flüchtlingskrise hat die von Rumsfeld diagnostizierte «Spaltung» Europas bestätigt, allerdings unter andern Vorzeichen. Die Neuen stehen nicht mehr so klar wie einst hinter Amerika, sondern flüchten sich in eine Position, die man als neutralistisch-abwartend bezeichnen könnte.

Die Versuche Wladimir Putins, die nach dem Kalten Krieg etablierte europäische Ordnung zu korrigieren, lösen im Osten des alten Kontinents zwiespältige Gefühle aus. Wenn der ukrainische Präsident Poroschenko über eine Äusserung Putins berichtet, russische Truppen könnten in zwei Tagen nicht nur in Kiew, sondern auch in Tallinn, Riga, Vilnius, Warschau und Bukarest stehen, dann mag das von ihm pro domo gesprochen sein. Doch der Hintergrund für osteuropäische Skepsis gegenüber westlichen Sicherheitszusagen ist damit grell beleuchtet. Gleichzeitig ist die alte Furcht vor russischen Übergriffen mit Händen zu greifen.

Die *Washington Post* hat vor kurzem an jenen offenen Brief erinnert, den osteuropäische Intellektuelle und Politiker im Juli 2009 an die damals neue Administration Obama gerichtet hatten. Obama und seine Aussenministerin Hillary Clinton hatten soeben begonnen, den «Reset» der Beziehungen zu Russland einzuleiten, der – wie so vieles andere – hauptsächlich davon beseelt war, die Politik der Administration Bush zu konterkarieren.

Euroskeptische Instinkte

Im Brief, der von der *Gazeta Wyborcza* publiziert wurde, war zu lesen, es sei ein strategischer Fehler, die Beziehungen mit den ost- und ostmitteleuropäischen Staaten jenen mit Russland unterzuordnen. Die Eliten, die nun in den postsowjetischen Ländern langsam an die Macht kämen, teilten nicht den gleichen Idealismus oder das gleiche Verständnis gegenüber den USA wie die Generation, die den demokratischen Machtwechsel verwirklicht und die wirtschaftliche Transition begonnen habe. Russland sei im Übrigen eine revisionistische Macht, deren Zielsetzungen dem 19. Jahrhundert entstammten.

Diese Befürchtungen wurden von den Obamisten in Washington als Ausdruck von Russophobie abgeschmettert. Doch Russenfeindlichkeit war und ist nicht das Problem. Es ging

und geht um legitime Sicherheitsinteressen, eine immer noch nicht «bewältigte» Vergangenheit und die Bewahrung relativ neu gewonnener Freiheiten, die man durch Putin gefährdet sieht.

Glaubt man deutschen Alarmrufen, ist das freiheitliche Polen nun aber so oder so verloren. Die neue Regierung wird wie jene Ungarns als autoritär und rechtsextrem diffamiert. Dabei besteht zwischen Alt und Neu in Warschau kein erderschütternder Unterschied. Auch die Bürgerplattform hatte bei der Besetzung von wichtigen Posten scharfe Parteipolitik praktiziert und versucht, die Medien zu gängeln.

Schon die abgewählte Regierung Polens hatte Brüsseler Quoten für die Aufnahme von Flüchtlingen abgelehnt und konnte mit der Klimapolitik der EU gar nichts anfangen: Kohle ist noch immer Polens Schicksal. Zugleich war sie fest in der Nato verankert, skeptisch gegenüber Russland und hatte gar keine Eile, der Euro-Zone beizutreten. Die neue Regierung steht in allen diesen Fragen auf gleichem Grund.

Vielleicht wird der Ton etwas schärfer. Vielleicht wird auch ein Zusammenspiel mit Ungarn gesucht, das im alten Westen inzwischen als Ort des Schreckens gilt. Doch das osteuropäische Abdriften hat Vorteile. Sollte die alte Visegrád-Gruppe (Polen, Ungarn, Tschechien, Slowakei) zu neuem Leben erweckt werden, wäre das auch für westliche Interessen ein Plus. In diesen vier Ländern sind ähnliche, euroskeptische Instinkte am Werk, die sich gegen die Auswüchse des Brüsseler Zentralismus sperren. Wenn diesem die Flügel gestutzt werden, profitiert davon der ganze Kontinent.



Russlandfeindlichkeit ist nicht das Problem: Befürworter und Gegner der US-Armee in Tschechien.

Internationale Standards, endlich!

Von Christoph Mörgeli

Die Nachricht müsste eigentlich einschlagen wie eine Bombe. Doch sie wird von den hiesigen Medien und Politikern nur mit verlegenem Schulterzucken zur Kenntnis genommen: Erstmals seit Menschengedenken ist die Erwerbslosigkeit in der Schweiz grösser als in Deutschland. Unser von Weltkriegen, Wiedervereinigung und Flüchtlingsströmen gebeutelter Nachbar hat die helvetischen Wirtschaftswunderknaben besiegt. Gemäss Internationalem Arbeitsamt (ILO) steht die Erwerbslosenquote in der Schweiz auf dem Allzeithoch von 4,9 Prozent, in Deutschland auf 4,5 Prozent. Die hiesige Jugenderwerbslosigkeit beträgt über 8 Prozent.

Sind das jetzt gute Nachrichten für unsere Internationalisten und EU-Erlösungsgläubigen? Sie fordern seit je «internationale Standards» anstelle des Bemühens um überlegene Schweizer Qualität. Jetzt haben sie ihren internationalen Standard bei der Erwerbslosigkeit. Bald werden wir uns auch in der Kriminalität angleichen. Und im Bildungswesen. Und im Gesundheitsbereich. Wir lesen, der Jobverlust betreffe vornehmlich Ausländer und Niedrigqualifizierte. Haben uns die Wirtschaftsverbände die Personenfreizügigkeit zusammen mit Linken und Gewerkschaften nicht eben noch mit prachtvollen Apfelbäumen schmackhaft gemacht? Jetzt fallen viele Äpfel als überzählig auf den Boden.

Solange die Schweiz ihre Zuwanderung mit Kontingenten beschränkt hat, bewegte sich die Erwerbslosigkeit auf weltrekordtiefem Niveau. Dafür gab's Jahr für Jahr einen stattlichen Zuwachs des Pro-Kopf-Einkommens. Seit der Personenfreizügigkeit mit der EU steigt die Erwerbslosigkeit, während der Wohlstand des Einzelnen stagniert. Die «flankierenden Massnahmen» mit flächendeckenden Gesamtarbeitsverträgen und unsinnigen Mindestlöhnen beschädigen das Schweizer Erfolgsmodell eines liberalen Arbeitsmarkts.

Statt mit wirksamen Heilmethoden hantiert jetzt Gewerkschaftsökonom Daniel Lampart am Krankenbett unseres Werkplatzes einmal mehr mit seinen verstaubten Folterwerkzeugen. Er verlangt neue Markteingriffe, mehr Kündigungsschutz, zusätzliche Frühpensionierungen. Schuld an der steigenden Erwerbslosigkeit trage der starke Schweizer Franken. Wenn dem so wäre, dürfte es in Simbabwe so gut wie keine Erwerbslosigkeit geben. Denn der Simbabwe-Dollar ist so ziemlich die schwächste Währung der Welt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Wir brauchen einen Plan Maurer

Von Peter Bodenmann — Erfreulich: Die Schweiz kann sich im Krisenfall selbst ernähren.



Dienstverweigerer Maurer kaut lieber Gras: am Comptoir Suisse in Lausanne, 2015.

Die SVP hat den Mindestkurs des Schweizer Frankens geknackt. Am 15. Januar 2015 verloren Jordan und Co. die Nerven. Seither läuft die Deindustrialisierung der Schweiz. Bereits haben wir 70 000 Arbeitsplätze verloren. Der Prozess beschleunigt sich. In den neunziger Jahren hat die Nationalbank 150 000 Arbeitsplätze zerstört. Bevor sie ihre Politik korrigieren musste. Der Unterschied zu damals: Die Industrie lagert heute Arbeitsplätze in den EU-Raum aus. Diese kommen nicht mehr zurück. Die Fehler von Dr. Lusser waren reversibel. Die Fehler von Dr. Jordan sind es nicht. Die SVP und ihre Wanderprediger sind stiller geworden. Und die immer leicht opportunistischen emeritierten Professoren Bernd Schips und Franz Jaeger haben die Seite gewechselt.

Bestandteil der kontraproduktiven Schweizer Mythen ist neben dem harten Franken die Landwirtschaft. Verglichen mit Bayern erhalten unsere Bauern doppelt so hohe Preise und doppelt so hohe Direktzahlungen. Trotzdem marschieren unsere Bauern wieder vor das Bundeshaus. Leider fehlt ihnen der Drive der neunziger Jahre, als sie beinahe die Eingangstür des Bundeshauses ramnten. Die Logik der SVP-Bauernbürokraten ist so besoffen wie die Logik der Gegner eines Mindestkurses. So wollen die Ruralen immer mehr Soja und Getreide importieren, um so den Selbstversorgungsgrad der Schweiz zu erhöhen.

Die Schweizerinnen und Schweizer litten in ihrer Geschichte oft an Hunger. Ängste überleben drei Generationen. Inzwischen irrationale Ängste noch zwei mehr. Die Fakten zusammengestellt hat die Vision Landwirtschaft: Die Schweiz hat eine Million Hektaren Landwirtschaftsboden. Und gut acht Millionen Menschen. Die Frage aller Ängstlichen: Wenn die Schweiz von einem Tag auf den andern auf dem Weltmarkt keine Nahrungsmittel mehr kaufen kann, werden wir dann wieder hungern?

Die gute Nachricht: Die Schweiz kann innerhalb eines Jahres die heutige Anbaufläche für Brotgetreide und Ölsaaten problemlos verdoppeln. Und gut dreimal mehr Kartoffeln anbauen und ernten. Von der Million Hektaren Landwirtschaftsfläche würden neu 268 000 – und somit ein Viertel – unter den Pflug genommen. Kein Problem für unsere heillos übermotorisierte Landwirtschaft. Die Schweiz würde einen effizienten Plan Maurer brauchen. In Anlehnung an den ineffizienten Plan Wahlen.

Unter dem Strich würden wir im Notfall alle etwas weniger Fleisch essen und etwas weniger Kalorien in uns reinstopfen. Aber hungern müsste niemand. Weil wir pro Kopf und Tag immer noch 2300 Schweizer Kalorien zur Verfügung hätten. Leider löst die SVP keine Ängste auf. Sondern löst irrationale Ängste aus.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Sprachlos an der Spitze

Von Kurt W. Zimmermann — Eine der grauesten Mäuse unter den grauen Mäusen ist nun die Nummer eins der SRG.

Nur einmal in seinem Leben war Viktor Baumeler für die Medien interessant. Es ging um mögliche Begünstigung. Baumeler wohnte in Meggen in einer famosen Wohnung am See, in einem Nebengebäude einer neo-barocken Herrschaftsvilla. Baumeler bezahlte nur 3300 Franken Monatsmiete, weit weniger als der Marktpreis vor Ort. Die Wohnung gehörte einer Stiftung – und Baumeler, welch Zufall, war Präsident der Stiftung.

Inzwischen wohnt Baumeler in Luzern. Seitdem interessieren sich die Medien nicht mehr für ihn. Dieses Desinteresse wiederum ist interessant. Denn in der vergangenen Woche wurde Viktor Baumeler neuer Verwaltungsratspräsident eines der bekanntesten Unternehmen der Nation. Er steht nun an der Spitze der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG). Doch die Wahl Baumelers kümmerte keinen Knochen. Die Medien schwiegen die Wahl faktisch tot. Alle Blätter, von *NZZ* bis *Tages-Anzeiger*, brachten, wenn überhaupt, nur eine knappe Agenturnotiz. Nicht ein Porträt erschien. Nicht ein Interview.

Bei Baumelers Vorgänger Raymond Loretan war das noch völlig anders. Ihn hatten die Journalisten stets auf dem Radar, wenn es um den Staatsfunk ging.

Chancenlos gegen Loretan

Als seriöser Kolumnist wollte ich diese Wissenslücke um Baumeler natürlich schliessen. Ich bat ihn also um ein Gespräch. Kurz darauf meldete sich via SMS der Pressesprecher der SRG: «Ich habe erfahren, dass Sie mit Viktor Baumeler sprechen möchten.» Er bat darum, die Fragen per Mail zu schicken.

Wir können uns Baumelers Antworten – also jene der Presseabteilung – ersatzlos schenken. Aus Fairness zitieren wir aber immerhin seinen originellsten Antwortsatz: «Mich überzeugt das Gesamtangebot von SRF, RTS, RSI, RTR und Swissinfo.» Wenn wir schon bei Abkürzungen sind: Baumeler ist in der CVP. Das ist sein bisher auffälligster Leistungsausweis. Zuvor war er ein Leben lang Beamter, zwanzig Jahre lang als Staatsschreiber des Kantons Luzern, zuvor als Stabschef im Erziehungsdepartement des Kantons Luzern.

Wenn man mit SRG-Kadern über Baumeler spricht, dann ist die Gestik der Gesprächspartner oft identisch. Sie halten die Hand vor den Mund und markieren dahinter demonstrativ ein Gähnen. Baumeler gilt selbst im Umfeld der grauen Schweizer Amtsstuben als eine der grauesten Mäuse unter den grauen Mäusen.



Das blöde Schicksal: SRG-Präsident Baumeler.

Bereits 2011 bewarb sich Baumeler als SRG-Präsident – Jahressalär 153 000 Franken – und lobbyierte aufdringlich in eigener Sache. Bei der Wahl war er gegen den geschliffenen Raymond Loretan natürlich chancenlos. Als Gnadenbrot speiste man ihn mit dem bedeutungslosen Amt des Vizepräsidenten ab. Als dann Loretan für den Ständerat kandidierte und im Sommer darum sein Amt vorzeitig abgab, schlug unverhofft Baumelers Stunde. Der von der SRG engagierte Headhunter Martin E. Heuberger vom Personalvermittler Amrop schaffte es in der kurzen Zeit nicht, einen valablen Ersatz für Loretan zu finden. Man nahm Baumeler.

Nun ist Baumeler, Jahrgang 1948, allerdings schon schwer im Pensionsalter. Er bleibt darum nur bis 2017. Man könnte das teetrinkend abwarten. Nun will es aber das blöde Schicksal, dass es bis 2017 eine entscheidende Phase für die SRG ist. Auf sie kommt die grosse Daseinsdebatte zu.

Mitte 2016 erscheint der Service-public-Bericht aus dem Departement von Doris Leuthard. Dann geht im Parlament und in der Öffentlichkeit die Diskussion um den Programmauftrag, die Kosten und die Grenzen des Staatssenders los. Es wird eine sehr heftige Debatte werden.

Die SRG geht in eine Diskussion um ihre Existenz. An der obersten Spitze geht sie sprachlos darauf zu.

Frau im Kleid

Von Beatrice Schlag — Trommelwirbel für Pirelli.

Als vor knapp zwei Monaten *Playboy*-CEO Scott Flanders verkündete, das Magazin werde ab nächstem März keine Nacktbilder mehr veröffentlichen, gab es kaum ein Blatt auf der Welt, das nicht darüber berichtete. Gewichtige Schlagwörter wie Paradigmenwechsel und Kulturrevolution fielen. Völlig unter den Tisch fiel, dass die *Playboy*-Website schon seit über einem Jahr keine Fotos unbekleideter Frauen mehr zeigte, weil diese von Twitter, Facebook oder Instagram gesperrt worden wären. Was wie ein epochales Ereignis besprochen wurde, war eine simple Geschäftsentscheidung. *Playboy* braucht jüngere Leser, nicht nur im Netz, sondern auch am Kiosk. Und die konsumieren Pornografie nicht mehr in Magazinen und kennen den Reiz von «ausklappbar» nicht. Vor ein paar Tagen schon wieder Trommelwirbel überall für ein Firmenerzeugnis, das, zumindest in der nächsten Ausgabe, nicht mehr wie gewohnt mit fast oder ganz nackten Models für Reifen wirbt, sondern mit überwiegend bekleideten Leistungsträgerinnen. Der Pirelli-Kalender oder «The Cal», wie er von Insidern angeblich genannt wird, zeigt 2016 viele nicht mehr junge, nicht mehr faltenlose Gesichter von weiblichen Berühmtheiten. Sollen Frauen nun als Sieg feiern, dass Yoko Ono, Patti Smith oder die 77-jährige US-Mäzenin Agnes Gund einen Monat lang ohne grosses Fotoshopping auf einem Kalenderbild prangen dürfen?



Offensichtlich. Die *New York Times*, oft zu Recht eine der besten Zeitungen genannt, titelte allen Ernstes: «Pirelli-Kalender möglicherweise Signal einer kulturellen Veränderung». Ehrlich, geschätztes Weltblatt? Wenn das Marketing-Geschenk eines Reifenherstellers Index für die gestiegene Achtung vor nicht nackten Frauen ist, steht es um den Erfolg der Gleichberechtigung einiges schlechter als befürchtet. Wahrscheinlich liegt die 65-jährige Fran Lebowitz, herrlich scharfzüngige amerikanische Kulturkritikerin und Pirelli-Modell für Mai 2016, viel richtiger mit ihrer Vermutung, dass «vielleicht auch bekleidete Frauen einmal ihren Moment haben». Wird deswegen eine Porno-Site im Web weniger besucht? Und vor allem: Wer auf der Welt hängt noch einen Kalender an die Wand?

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Ich gehe seit Jahren regelmässig zu einem Asia-Take-away im Zürcher Industriequartier. Dort bedient eine ältere Thailänderin, die bei jeder Bestellung jeden Kunden fragt – sie macht das bestimmt eintausend Mal am Tag, der Laden läuft wie verrückt! –: «Hier zum Essen?» Darf ich sie nett darauf hinweisen, dass es «Zum Hieressen?» heisst? Es tut mir leid, aber es tut mir in den Ohren weh. *Hans Barsch, Volketswil*

Vor etlichen Jahren kauften meine Eltern in Italien einen Keramik-Aschenbecher, auf dem stand: «Nach Italien bin ich gegangen und dieses Geschenk habe ich dir getragen.» Meine Mutter, Italienerin, sagte zum Verkäufer, dass sei herrlich falsch übersetzt. Er nickte: «Das weiss der Fabrikant schon lange. Aber deswegen verkauft es sich so gut.» Sie können mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass von den vielen Kunden der Thailänderin schon der eine oder andere versuchte, ihr Deutsch zu korrigieren. Warum denn? «Hier zum Essen?» ist unter den Fans des Lokals vermutlich längst eine geflügelte Frage. Eine herrlich komische übrigens. Aber falls Ihnen zwei vertauschte Wörter tatsächlich Ohrenweh machen, sagen Sie einfach ganz schnell «Take-out» oder «Zum Hieressen», bevor die Frau zu Wort kommt. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Föhrli buckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Weltwoche-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Endlich eine Publikation mit etwas neutralem Tiefgang über dieses faszinierende Land.» *Karl H. Schaer*

Einfach realitätsfremd

Nr. 48 – «Liebe seines Lebens»; Eugen Sorg über Eritrea

Endlich eine Publikation mit etwas neutralem Tiefgang über dieses faszinierende Land. Es hat mich schon eigenartig berührt, als die Bundespräsidentin der neutralen Schweiz sich zur Behauptung verstieg, Eritrea sei ein Unrechts- und Willkürstaat mit Folter und Verfolgung von unschuldigen Opfern. Zudem habe nicht einmal das IKRK Zugang zu den Gefängnissen. Letztere Behauptung entspricht nicht der Wahrheit! Ich habe als Einsatzkoordinator des SKH (Schweizerisches Katastrophenhilfekorps) in den 80er und 90er Jahren Äthiopien und Eritrea mehrmals besucht. Eritrea litt damals unter der Gewaltherrschaft des kommunistischen Diktators Mengistu. Nach dessen Sturz erlangte Eritrea nach über dreissig Jahren Bürgerkrieg im Jahre 1993 endlich die Unabhängigkeit. Kritik gegenüber der jetzigen Eritrea-Regierung ist durchaus berechtigt, weil bei der praktischen Umsetzung der von Schweizer Experten empfohlenen Massnahmen bestimmt punkto Länge der obligatorischen Militär- und Zivildienste Fehler gemacht wurden. Andererseits sollte man auch einmal erwähnen, dass nach dreissig Jahren Bürgerkrieg im Bereich Infrastruktur (Strassen, Eisenbahn, Spitäler und Schulen) ganz erhebliche Leistungen erbracht wurden. Ein wirklich unabhängiger Besucher kann sich heute in der Hauptstadt Asmara, im Hafen Massaua oder in der Provinzstadt Keren davon überzeugen, dass in Eritrea kein Bürgerkrieg herrscht. Für mich ist das Verbot der Rückweisung von Dienstverweigerern durch die Schweizer Behörden ein kolossaler Fehler. Es gilt auch zu bedenken, dass vorwiegend jüngere Bürger das Land verlassen wollen, weil sie sehr genau darüber orientiert werden, was sie in «guten» Aufnahmeländern, wie Deutschland, Schweiz, Schweden, Frankreich et cetera, erwarten können. Aber diese jüngeren Bürger von Eritrea haben den dreissig Jahre dauernden Bürgerkrieg gar nicht aktiv miterlebt. Das immer wieder gehörte Getöse um mehr Solidarität aller EU-Staaten bei der Aufnahme von Asylbewerbern ist einfach realitätsfremd, weil die «Flüchtlinge» nicht in Staaten wie Ungarn, Polen, Portugal, Bulgarien und so weiter Aufnahme finden wollen. Ich vertrete klar die Auffassung, dass es der neutralen Schweiz wohl anstehen würde, das Gespräch mit der Regierung von Eritrea zu suchen. Wegen wirtschaftlicher Interessen hüllen wir uns gegenüber anderen Diktatoren in Afrika, in der Golfregion, in Asien und so weiter in Schweigen.

Karl H. Schaer, Zürich



Eritrea.

Eine Reise. Von Eugen Sorg

Kein Unrechts- und Willkürstaat.

Die Bundespräsidentin und die Asylindustrie wären gut beraten, (in Zusammenarbeit mit der EU) die Machthaber in Eritrea zu veranlassen, ein unbewaffnetes Armeekorps nach dem Vorbild des Corps of Engineers der US-Army zu installieren. Dieses Armeekorps plant und baut Infrastrukturen, welche Eritrea bitter nötig hätte. Die Dienstverweigerer müssen gezwungen werden, in dieser Einheit ihre Dienstpflicht zu leisten. Einerseits können wir so diese unechten Asylanten zurückschicken, und andererseits können diese ihr Heimatland aufbauen, anstatt in unseren steuerlich finanzierten, sozialen Netzwerken herumzuhängen.

Roland Stampfli, Wisen

Fantasiearmeen der Ewiggestrigen

Nr. 48 – «Militär und Terror»; Editorial von Roger Köppel

Herr Köppel und viele Ewiggestrige begreifen offenbar nicht, dass hohe Bestände alleine nicht ausreichen – und auch nie ausgereicht hätten. Eine Armee definiert sich nicht über die Anzahl ihrer Soldaten und Soldatinnen, sondern über ihre Qualität und Einsatzbereitschaft. Bei länger dauernden Einsätzen muss das Milizsystem so oder so damit zu Rande kommen, dass die Wirtschaft zugleich weiter funktionieren muss; da spielt es keine Rolle, ob die Armee einen Sollbestand von 100 000 oder 200 000 hat. Hingegen ist es immens wichtig, dass die Armeemitglieder gut ausgerüstet und ausgebildet sind. Es ist zu hoffen, dass das Parlament dies ein-

sieht und das funktionierende Gesamtsystem mit der notwendigen Finanzierung auch ermöglicht. Es ist unserer Milizarmee nicht dienlich, wenn Ewiggestrige (die stark am «Material» hängen) und mit der Materie wenig Vertraute sich Fantasiearmeen herbeischnen – die unter den gegenwärtigen Bedingungen weder notwendig noch überhaupt zu realisieren sind. Ich erwarte von Herrn Köppel, dass er sich in Bern für eine ausreichende Finanzierung der Armee einsetzt.

Daniel Fuhrer, Buchs AG

Die Lügen der Klimahysteriker

Nr. 48 – «Freuden des Untergangs»; Markus Schär über die Klimakonferenz in Paris

Das Ausmass des globalen Skandals um die falschen Lehren der Klimaerwärmung ist so ungeheuer, dass es die Allgemeinheit gar nicht mehr begreifen kann. Es ist nämlich nicht bloss eine Unwahrheit, sondern eine Lüge, wenn man Zahlen nicht in Relation setzt. So wird es seitens der Klimahysteriker ängstlich vermieden, der vom Menschen verursachten CO₂-Emission den natürlichen CO₂-Gehalt in der Atmosphäre entgegenzusetzen. Laut Bundesumweltamt Berlin trägt der Mensch gerade mal ein bis zwei Prozent dazu bei. Noch skandalöser ist die Tatsache, dass der Weltklimarat IPCC und seine Zuträger es ebenso ängstlich vermeiden, die

astrophysikalischen und geophysikalischen Ursachen als Gründe für unsere immer wiederkehrenden Klimaschwankungen anzuerkennen. In einer Zeit, in der die Menschheit über eine so unglaubliche Fülle von Daten und Informationen verfügen kann, fühlt man sich in dieser Debatte in die Zeit der Inquisition zurückversetzt. Die Richter Galileis lassen herzlich grüssen.

*Ferdinand Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein,
D-Schrozberg Bartenstein*

Zwingende Tugenden

Nr. 48 – «Still und leise zur Mehrheit»; Christoph Mörgeli zur Islamisierung

Ständig wird bei uns über Integration gesprochen; aber niemand weiss, wie dies funktionieren soll. Unterschiede im Verhalten von Individuen und grösseren Gruppen werden gar nicht erst diskutiert. Es wird auch die humanitäre Tradition bemüht, obwohl die aktuellen Probleme der Völkervermischung sich erst nach der Entkolonialisierung innerhalb der letzten fünfzig Jahre eingestellt haben. Und dies alles in einer Zeit, in der es bei uns von Geisteswissenschaftlern – allen voran Soziologen und Ethnologen – wimmelt. Unser Umgang mit den Phänomenen der Wirklichkeit ist eine Mischung aus Überheblichkeit, Ignoranz und keineswegs befreiender Einfalt.

Hans Christian Müller, Zürich

Bei uns ist die Frau nicht Untertan, der Mann nicht der Diktator! Toleranz und Achtung des Nächsten sind zwingende Tugenden. Schutzsuchende, die sich nicht unseren Werten anpassen wollen, sind bei uns am falschen Ort. Ihre blinde Bemitleidung bedeutet auf längere Sicht Selbstzerstörung. In den Schulen muss die unnachgiebige Durchsetzung westlicher Werte gefordert und unterstützt werden. Wir wollen keine Parallelgesellschaft bei uns, dafür ist unser Land viel zu klein. Unsere Regierung ist gefordert, Integrationsunwillige möglichst rasch auszuweisen.

Hans Furrer, Schwyz

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



HUBLOT

BIG BANG UNICO


HUBLOT
BOUTIQUES
GENEVE • Gstaad • Luzern
ZÜRICH • ZERMATT

hublot.com • [f](#) • [t](#) • [i](#) • [s](#)

Der schlechteste Unternehmer der Schweiz

SRG-Generaldirektor Roger de Weck hat in seiner fünfjährigen Amtszeit ungenügende Rückstellungen getätigt. Die jährlichen Einnahmen von über 1,6 Milliarden Franken wurden jeweils vollständig verpulvert. Jetzt muss er wegen fehlender 40 Millionen 250 Mitarbeiter entlassen. *Von Christoph Mörgeli*

Zweifellos hat Roger de Weck seine Stärken: Der perfekte Bilingue ist ein glaubwürdiger Brückenbauer zwischen den Landesteilen. Er gehört zu den echten Intellektuellen unseres Landes und beeindruckt mit druckreif gedrechselten Sätzen. Im persönlichen Umgang entfaltet er die bestrickende Liebenswürdigkeit eines Berufsdiplomaten. Als Chefredaktor des *Tages-Anzeigers* und der *Zeit* zeigte de Weck eine grosse journalistische Begabung und vertrat pointierte Standpunkte. Doch bei beiden Blättern hinterliess der Ökonom, der sein Studium aus Interesse am Marxismus absolviert hat, unternehmerisch ein Fiasko. Dasselbe wiederholt sich jetzt bei der SRG.

Roger de Wecks Firma speist ihr Geld im Wesentlichen aus drei Quellen, nämlich den neuerdings geräteunabhängigen Billag-Steuern, den Werbeeinnahmen sowie den für Dritte erbrachten Dienstleistungen. Laut ihrem Geschäftsbericht erzielte die SRG SSR im Jahr 2014 einen Betriebsertrag von 1,6511 Milliarden Franken. Dem steht ein Betriebsaufwand von 1,6478 Milliarden Franken gegenüber. Das Betriebsergebnis beträgt demnach 3,3 Millionen Franken oder gut 2 Prozent der Einnahmen. Mit andern Worten: Die SRG hat fast 98 Prozent ihres Ertrages sofort wieder verbuttert. Sie gleicht einem Kind, das man mit hundert Franken in ein Franz-Carl-Weber-Geschäft schickt und das sich wundert, wenn es mit viel Spielzeug, aber keinerlei Wechselgeld zurückkommt. Ein Unternehmer, der sämtliche Einnahmen verjubelt und keine Rückstellungen tätigt, ist ein miserabler Unternehmer. Denn er nimmt sich jede Handlungs- und Gestaltungsfreiheit. So kann nur jemand wirtschaften, der seine Firma als reinen Staatsbetrieb oder als gemeinnützige Organisation positioniert.

Wachstum dank Massenzuwanderung

Die Strategie der SRG-Führung beschränkte sich in den letzten Jahren auf die Zuversicht, dass die Billag-Einnahmen dank der Massenzuwanderung mit berechenbarer Regelmässigkeit immer üppiger sprudeln würden; dies ist 2014 denn auch einmal mehr geschehen – mit zusätzlichen 1,4 Prozent. Aber gerade wenn eine Firma praktisch automatisch mit zusätzlichen Kunden rechnen kann, müsste sie in der Lage sein, die Kosten wenigstens einzufrieren,

statt das zu erwartende Plus sofort wieder auszugeben. Mehr als das: Es müsste drinliegen, gewisse Rückstellungen zu bilden, um die unvermeidlichen unternehmerischen Risiken bewältigen zu können. Insgesamt präsentiert sich die Bilanz von Roger de Wecks bisheriger Amtszeit aber deutlich im roten Bereich, nämlich bei einem Minus von 60,8 Millionen Franken – dies wohl gemerkt bei ständig steigenden Gebühreneinnahmen.

Das Fehlen genügender Rückstellungen rächt sich jetzt bitter, weil die SRG nachträglich gezwungen wird, 40 Millionen Franken Mehrwertsteuer zu entrichten. Die Beschwerde eines Mitbürgers gegen das Bundesamt für

Er konspiriert lieber mit der Obrigkeit, statt sich für sein Unternehmen zu wehren.

Kommunikation (Bakom) als Vertragspartner der Billag ist vom Bundesgericht nämlich gutgeheissen worden. Natürlich wollten die Bundesrätinnen Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und Doris Leuthard (CVP) nicht das Bakom und damit den Bund mit diesen 40 Millionen belasten, sondern schoben die Summe elegant der SRG zu. Dass sich Roger de Weck mit seinem gutdotierten juristischen Apparat nachhaltig gegen die Kostenüberwälzung gewehrt und sich dadurch allenfalls bei den Magistratinnen unbeliebt gemacht hätte, ist nicht bekannt. Vielmehr scheint, dass er lieber mit der politischen Obrigkeit konspirierte, statt sich für sein Unternehmen und dessen Mitarbeiter zu wehren. Tatsache ist jedenfalls, dass er mit diesem Urteil schon in jenen Jahren, in denen es durch die Instanzen Bakom, Bundesverwaltungsgericht und schliesslich Bundesgericht gezogen wurde, mit einem solchen Entscheid hätte rechnen müssen.

Nun muss der verantwortliche SRG-Generaldirektor 40 Millionen Franken einsparen. Für andere Schweizer Unternehmen mit einem Umsatz von über 1,6 Milliarden Franken wäre dies ein Klacks, zumal sie angesichts der Frankenstärke in ganz anderem Ausmass Kosten senken müssen. Die SRG indessen verfügt über keinerlei Polster, so dass Generaldirektor de Weck die Entlassung von 250 Mitarbeitern durchziehen muss, wobei 102 direkt das

Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) sowie die Produktionsfirma TPC betreffen. Selbstverständlich verabreicht Roger de Weck seine Ohrfeigen mit Samthandschuhen und flötet dazu schöne Wörter wie «transparent», «fair», «konsequent» und «verantwortungsbewusst». Seine Sparmassnahmen zieht er – um eine allzu geballte Kritik der Betroffenen zu vermeiden – ohne Schwergewichtsbildung durch. Statt zum Pflug greift er zum möglichst geräuschlosen Handrasenmäher, um überall ein bisschen zu scheren.

Was den Mitarbeitenden besonders sauer aufstösst, ist die Tatsache, dass das oberste Management gegen 400 durchaus konstruktive Vorschläge aus ihrem Kreis zur Rettung von Stellen allesamt in den Wind geschlagen hat. Das angebliche Konsultationsverfahren entpuppte sich als reine Alibiübung. Nicht ganz zu Unrecht vermutet man an der SRF-Basis hinter den Entlassungen einen mehr politisch als finanziell motivierten Entscheid.

Auf dem Rücken der Mitarbeiter

Die Frage stellt sich: Warum hat Roger de Weck im Hinblick auf ein für ihn negatives Gerichtsurteil 2013 nicht 20 Millionen und 2014 nicht erneut 20 Millionen an Rückstellungen getätigt? Dies dürfte nicht zuletzt mit der Abstimmung vom 14. Juni 2015 über die Revision

Das Konsultationsverfahren entpuppte sich als reine Alibiübung.

des Radio- und Fernsehgesetzes betreffend flächendeckende Billag-Gebühren zusammenhängen, bei der er die Stimmbürger mit dem Versprechen von billigeren Gebühren zu kaufen versuchte. Lieber trägt de Weck jetzt die Konsequenzen auf dem Rücken seiner Mitarbeiter aus, als dass er vor der Abstimmung negative Zahlen verantworten wollte. Oder warum in aller Welt fehlte Roger de Weck jedes realitätsbezogene Risikobewusstsein bezüglich des Mehrwertsteuer-Entscheids? Wo doch im neusten Geschäftsbericht grossspurig behauptet wird, die Risikolage des Unternehmens werde jährlich auf allen relevanten Führungsebenen neu evaluiert. Als erstes «Top-Risiko» nennt der SRG-Geschäftsbericht



Ohrfeigen mit Samthandschuhen: SRG-Chef de Weck.

2014 die «Politik und Regulation». Der Bundesrat, das Parlament, der Schweizerische Gewerbeverband oder die «Aktion Medienfreiheit» dürften sich ihre Gedanken machen, wenn sie vom SRG-Generaldirektor als oberstes Top-Risiko beurteilt werden und er gleichzeitig verspricht, die «notwendigen Massnahmen» dagegen eingeleitet zu haben. In einer nüchternen Beurteilung käme man allerdings zum Schluss, dass das Top-Risiko für die SRG den Namen Roger de Weck trägt.

Langes Sündenregister

Das Sündenregister von Roger de Weck als Unternehmer präsentiert sich mittlerweile in unverantwortlicher Länge: So hätte er sich von Anfang an gegen die geräteunabhängige Billag-Steuer zur Wehr setzen sollen, statt diese zu unterstützen. Denn damit holte er sich mehr Staat ins Haus, gab unternehmerische Freiheit preis und erwies sich als genau der Etatist, der er auch ist. Statt dem Grundsatz «structure follows strategy» zu folgen und der Politik überzeugende Antworten auf die Frage nach den Schwerpunkten des Service public zu bieten, steht in der jetzigen Wintersession eine wohl ebenso wirre wie faktenarme Parlamentsdiskussion zu diesem Thema an. Der Kernauftrag läge zweifellos im Informationsbereich, wo das redaktionelle Neben- und Gegeneinander von «Tagesschau», «10 vor 10», «Rundschau», «Kassensturz» und «Arena» keinen Sinn macht. Auch der Personalbereich liegt bei SRF absolut im Argen; die Informationsverantwortlichen müssten bestens ausgebildete journalistische Profis sein. Doch de Weck duldet den Missstand, dass die TV-Prominenten ihr Einkommen mit Gala-Auftritten oder Reisebegleitungen für den frühpensionierten Mittelstand aufpeppen.

Die Glaubwürdigkeit des SRG-Generaldirektors erlitt mehr als nur einen Kratzer, als er vor einer Ständeratskommission im Brustton der Überzeugung erklärte, er wolle mit Nutzer-

SRF-Direktor Ruedi Matter bezieht seinen Lohn und wartet nur noch auf die Pensionierung.

daten keine Geschäfte machen, da dies seinem Verständnis von Service public nicht entspreche. Dann wartete er die Billag-Abstimmung ab, um kurz danach das Joint Venture mit Swisscom und Ringier zu verkünden; mittels einer gemeinsamen Firma sollen die Werbepplätze gemeinsam vermarktet werden.

SRF-Direktor Ruedi Matter bezieht seinen Lohn und wartet nur noch auf die Pensionierung. In der pseudokritischen Publikumsendung «Hallo SRF!» beantwortete er einem handverlesenen, vorwiegend betagten Publikum sorgfältig ausgewählte harmlose Fragen, um sich nachher scheinheilig zu beklagen, es

seien keine strategisch-politischen Einwände gekommen. Matter weiss wie sein Chef de Weck ganz genau, dass man einen Betrieb von der Grösse der SRG führen müsste wie ein richtiges Unternehmen. Privatrechtliche Vereinsstrukturen bieten dafür ebenso wenig Gewähr wie ein linkslastig zusammengesetzter Verwaltungsrat oder die pseudodemokratischen Regionalgesellschaften, Sektionen und Publikumsräte.

Gewisse Mitmenschen werden erst unmittelbar vor ihrem Rücktritt mutig. Dazu gehört Roger Blum, der Präsident der Unabhängigen Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen (UBI), der in einem eben veröffentlichten Buch harsche Kritik an der von ihm geleiteten Behörde übt. Die UBI sei nichts weiter als ein nutzloser Papiertiger, der nur auf Beschwerde hin tätig werden könne und der die getadelten SRG-Mitarbeiter nicht zu disziplinieren vermöge. Zweckführender und kostengünstiger

Man schiebt die heissen Kartoffeln von Instanz zu Instanz und erklärt sich für nicht zuständig.

wäre dieses zutreffende Verdikt gewesen, wenn der seit acht Jahren amtierende UBI-Präsident seine Erkenntnis ein paar Jahre früher formuliert hätte. Doch Roger Blum zog es vor, so lange wie möglich sein hübsches Salär einzustreichen, statt seine unnötige Stelle abzuschaffen. Blums vernichtendes Urteil trifft zweifellos genauso auf die ebenso zahnlose SRG-Ombudsstelle zu. Dort waltet der frühere CVP-Staatsdiener Achille Casanova seines milden Amtes. Selbst wenn der Ombudsmann und die UBI schwere Mängel feststellen, hat dies im Hause SRF keine ernsthaften Konsequenzen.

Eigentlich sollten auch die zuständigen operativen Chefs, SRG-Generaldirektor Roger de Weck und SRF-Direktor Ruedi Matter, längst gemerkt haben, dass die Beschwerdeinstrumente nichts taugen. Stattdessen sitzen auch sie aufs Maul und weigern sich, selbst bei schwersten Fehlleistungen ihre Führungsverantwortung wahrzunehmen. Wenn der SP-nahe «Kassensturz»-Moderator Ueli Schmezer kurz vor den Wahlen die SVP als konsumentenfeindlich und unwählbar erklärt, geschieht gar nichts. Oder wenn in der «Tagesschau» ein Staatsanwalt den später in allen Punkten freigesprochenen Bankier Oskar Holenweger aufs übelste vorverurteilt, hat das keinerlei Konsequenzen. Wenn die «Rundschau» Bischof Vitus Huonder verleumdet, er sei strafweise nach Rom zitiert worden – während in Wahrheit sämtliche Schweizer Bischöfe vom Papst eingeladen worden waren –, geschieht genauso wenig. Vielmehr lassen de Weck wie Matter die Beschwerdeführer schriftlich wissen, dass sie gar nichts zu unternehmen gedenken. In jeder

anderen Firma hätten solch grobe Verstösse gegen die hauseigenen Geschäftsgrundsätze Disziplinarverfahren, Verweise und Kündigungen zur Folge. Doch im Hause SRG hat man sich bequem so eingerichtet, dass man die heissen Kartoffeln von Instanz zu Instanz schiebt und sich für nicht zuständig erklärt.


Boni als Staatsgeheimnis

Unlängst lud SRF-Direktor Ruedi Matter ins Studio 1 im Zürcher Leutschenbach zur Mitarbeiterinformation ein. Jene Mitarbeitenden, die nicht teilnehmen konnten, verfolgten die Veranstaltung als Live-Streaming an ihren Bildschirmen. Bei diesem Anlass erkundigte sich jemand nach der Höhe der Bonuszahlungen für das höhere SRF-Management bis hinunter zur Stufe Redaktionsleiter. Matter spielte den vollkommen Ahnungslosen. Offensichtlich wollte er nicht einmal beantworten, welchen Bonus er persönlich kassiert. Roger de Weck, Spross einer Freiburger Patrizierfamilie, behandelt die hauseigenen SRF-Bonuszahlungen genauso als Geheimnis wie die gepuderten gnädigen Herren ehemals ihre Staatsgeschäfte. Die von ihm angekündigte «Transparenz» sähe jedenfalls anders aus. Kein Wunder, mehrte sich der Unmut bei den durch Kündigung bedrohten Mitarbeitenden der unteren Stufen. Der Verdacht liegt nahe, dass de Weck und Co. die notwendigen Rückstellungen versäumten, um eine schwarze 3,3-Millionen-Zahl schreiben zu können. Sie sollte den Griff in die SRG-Kasse zwecks Bonuszahlung rechtfertigen.

Im Januar vergibt das Schweizer Fernsehen letztmals den Swiss Award für den besten Unternehmer des Landes. Dieser Sieger kann nur gebührend strahlen, wenn ihm das abschreckendste Negativbeispiel gegenübergestellt wird. Die Wahl zum schlechtesten Schweizer Unternehmer müsste konsequenterweise auf SRG-Generaldirektor Roger de Weck fallen. ○

Collection „Stellina brillante“, Roségold, Rubin, Brillanten

Liebesbeweis...



Echt
DEVON
Juwelen & Uhren

Rennweg 18 · 8001 Zürich
www.devon.ch +41 44 222 00 55
welcome@devon.ch

© Design Devon Ueli Küng

Champagner fürs Hirn.



Verblüffen Sie mit einem prickelnden Weihnachtsgeschenk. Und bleiben Sie 50 Wochen in bester Erinnerung. Bestellen sie jetzt ein Geschenkabon unter www.weltwoche.ch/abo oder rufen Sie unseren Kundendienst an: Telefon 043 444 57 01.

2004 reiste Herr Mukumbu illegal in die Schweiz ein. Sein Asylantrag wurde abgewiesen. Er delinquierte mehrmals, sämtliche Landesverweise ignorierte er, stattdessen zog seine heute achtköpfige Familie nach. Gearbeitet hat er nie. Das Sozialgeld reicht für regelmässige Heimaturlaube. *Von Alex Baur*

Weltwoche Nr. 49.15
Bild: zVg

indes von kurzer Dauer. Ende Oktober gibt das Amt für Justizvollzug einem Antrag von Herrn Mukumbu auf einen siebenwöchigen Unterbruch der Massnahme statt. Begründung: «Besuch der Mutter im Heimatland».

Ist es im Kanton Zürich üblich, den Strafvollzug zwecks eines Afrikatrips zu unterbrechen? Wie ist eine solche Reise zu verantworten, wo Flüchtling Mukumbu in seiner Heimat doch verfolgt wird? Das Amt für Justizvollzug mag keine Stellung nehmen: Amtsgeheimnis.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* reist Herr Mukumbu gern nach Afrika. Bereits 2013 liess er sich im Kongo einen Reisepass ausstellen.

Gemäss Skos dürfte die Familie die öffentliche Hand monatlich über 7000 Franken kosten.

Im letzten April weilte er während vier Wochen, offiziell und offenbar problemlos, in seiner Heimat. Das SEM in Bern hatte dem Flüchtling Mukumbu dafür sogar ein Visum für die Rückreise in die Schweiz ausgestellt. Grund der Reise: «Raisons médicales».

Wie kommt es, dass ein Sozialhilfebezügler sich monatelange Afrikaferien leisten kann? Gedenkt der Sozialdienst des Bezirks Affoltern, rechtliche Schritte einzuleiten? Mit Verweis auf das Amtsgeheimnis mochte Geschäftsleiter Ivo Lötscher-Zwinggi die Fragen nur allgemein beantworten. «In erster Linie geht es darum, sicherzustellen, dass diejenigen Personen, welche Unterstützung benötigen, diese auch erhalten», schreibt er am Anfang seiner Stellungnahme. Leider gebe es «vereinzelte schwarze Schafe». Bei 673 Sozialhilfebezügern im Bezirk komme es jährlich im Schnitt zu fünf Strafanzeigen.

Im Juni kam das siebte Kind zur Welt

Bleibe noch anzumerken, dass Frau Mukumbu im letzten Juni ihr siebtes Kind zur Welt gebracht hat, ein Mädchen, dem Vernehmen nach gesund und munter. Die Sozialhilfeleistung wurde entsprechend erhöht. Gemäss Skos-Richtlinien dürfte die Familie die öffentliche Hand mittlerweile monatlich über 7000 Franken kosten. Voraussichtlich wird Herr Mukumbu der Sozialhilfe noch lange erhalten bleiben – mit Arbeit könnte er ein solches Einkommen nie erwirtschaften.

Vorläufig kommt der Bund für die Mukumbus auf, nach sieben Jahren übernimmt der Kanton, nach zehn Jahren die Gemeinde. Die ungebeten Gäste könnten Bonstetten dereinst noch teuer zu stehen kommen. Gewiss, Herr Mukumbu ist ein Einzelfall, einer von rund 15 000 sogenannten Flüchtlingen, die 2004 illegal einwanderten. Heuer werden es doppelt so viele sein. Was das für unser soziales Gefüge bedeutet und was es kostet, werden wir wohl in zehn Jahren abschätzen können. ○

Die Afghanen kommen

Die Einwanderer aus Afghanistan haben die Eritreer von der Spitze der Asylstatistik verdrängt. Allein im Oktober kamen über 2000. Fast alle dürfen bleiben. Von Philipp Gut



Umfassendes persönliches Wohllleben: Migranten.

Die Afghanen sind die neuen Eritreer. Diese dominierten jahrelang die Asylstatistik. Noch im September lagen die Eritreer knapp vorn, mit 989 Eintritten, vor den Syrern mit 963 und den Afghanen mit 945. Doch im Oktober ist die Zahl der Afghanen regelrecht explodiert. Gemäss einem Papier des Staatssekretariats für Migration (SEM), das «ausschliesslich zum verwaltungsinternen Gebrauch» bestimmt ist, haben sich die Gesuche von Afghanen im Oktober gegenüber dem Vormonat mehr als verdoppelt: Es waren 2009 Eintritte zu verzeichnen. Dahinter folgen die Syrer (994), die Iraker (553) und die Eritreer (307). Damit stammten ganze 38,6 Prozent der Asylgesuche von Afghanen.

Grund für die sprunghafte Zunahme ist das Hüst und Hott der deutschen Asylpolitik der Marke Merkel: Deutschland lockte die Afghanen, wie Zehntausende Migranten aus anderen Ländern, erst mit seiner «Willkommenskultur» an. Dann verschärfte es die Bedingungen – worauf die Kolonne einfach in Richtung Schweiz weiterzog.

Das kann man auch in den Statistiken des Grenzwachtkorps überprüfen. In der Kategorie «rechtswidrige Aufenthalte» von Jahresbeginn bis Ende Oktober liegen die Afghanen hinter den Eritreern bereits auf dem zweiten Platz. Und in der ersten Novemberwoche lagen sie in verschiedenen Grenzregionen – vor allem in der Nord- und Nordwestschweiz

– mit Abstand an der Spitze. Über 70 Prozent der illegalen Einwanderer reisten bequem mit der Bahn in die Schweiz, heisst es beim Grenzwachtkorps.

Die Migrationsroute der Afghanen führt meist über Griechenland, die Staaten des Südwestbalkans und Österreich, wie das Staatssekretariat für Migration auf Anfrage erklärt. Sie landen vor allem in den Empfangs- und Verfahrenszentren in Altstätten SG, Kreuzlingen TG und in Basel.

«Begünstigende Umstände»

Aber haben die Afghanen überhaupt Anspruch auf Asyl? Dürfen sie bleiben? Die Regelung ist einfach: Wer einen entsprechenden Antrag stellt oder um Schutz vor Verfolgung nachsucht, der wird in ein Verfahren aufgenommen – selbst wenn er illegal eingereist ist.

Jedes Gesuch werde «sorgfältig und individuell» geprüft, sagt das SEM, auch wenn «eine grosse Zahl von Personen» aufgrund der «allgemeinen Sicherheitslage» fliehe. Mit anderen Worten: nicht wegen persönlicher Verfolgung, wie es das Asylgesetz verlangt. Doch auch bei abschlägigem Bescheid dürfen die meisten bleiben. Zwar sei ein Wegweisungsvollzug «grundsätzlich zulässig und möglich», so das

Über 70 Prozent der illegalen Einwanderer reisten bequem mit der Bahn in die Schweiz.

SEM. Aber in der Praxis wird kaum ein Afghane zurückgeschafft. Der Grund liegt in massgebenden Urteilen des Bundesverwaltungsgerichts, das die Latte für Wegweisungen sehr hoch legt. Gemäss dieser Praxis «müssen insbesondere begünstigende Umstände» vorliegen. Dazu zählen ein «tragfähiges soziales Netz», ein «guter Gesundheitszustand» und eine «gesicherte Wohnsituation». Es geht also nicht um politische Verfolgung, wie im Asylgesetz festgeschrieben, sondern um ein umfassendes persönliches, soziales und wirtschaftliches Wohllleben.

Das Fazit des SEM: «Grundsätzlich ist der Vollzug der Wegweisung nach Afghanistan nur für Personen zumutbar, die obige Kriterien erfüllen und aus den Städten Kabul, Herat oder Mazar-i-Sharif stammen oder über längere Zeit dort gelebt haben.» Die Schweiz sorgt mithin selbst dafür, dass am Ende so viele illegale Migranten wie möglich bleiben können. ○

Aufruf zum Dschihad

Der selbsternannte Islamische Zentralrat Schweiz gibt vor, der Radikalisierung von Jugendlichen entgegenwirken zu wollen. Zugleich interviewt ein Vorstandsmitglied einen saudi-arabischen Extremisten, der junge Männer für den Heiligen Krieg rekrutiert und Kriegsgefangene hinrichten lässt. *Von Kurt Pelda*



«Geehrter Scheich»: Naim Cherni vom Islamrat interviewt den Dschihadisten al-Muhaysini.

«So, hier stehe ich, eines der Löwenjungen des Islam», ruft ein syrischer Bub in einem schwarzen Ferrari-Poloshirt in die Kamera. «Ich habe das Gewand der Kindheit abgelegt und die Unschuld der Kindheit und habe begonnen, die Männer nachzuahmen und die Sorgen des Lebens mit ihnen zu teilen bei der Verteidigung von Vaterland, Ehre und Glauben.» Die Szene stammt aus einem Propagandavideo des syrischen Jihad Callers Center des saudi-arabischen Dschihadisten Abdullah al-Muhaysini. Es zeigt ein Ausbildungslager für Kindersoldaten. Ausser bei der militärischen Grundausbildung von Halbwüchsigen ist al-Muhaysini auch vor einer Gruppe verummter Kindersoldaten mit Kalaschnikows zu sehen, denen er mit erhobenem Zeigefinger das Paradies schmackhaft macht.

Gegen die Radikalisierung?

Das Filmchen wäre nicht der Erwähnung wert, wenn sich der Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS), das selbsternannte Zentralorgan der hiesigen Konvertiten und Salafisten, nicht dazu hergegeben hätte, genau diesem Abdullah al-Muhaysini eine Propagandaplattform zu bieten. Muhaysinisei ein glaubwürdiger, authentischer Zeuge aus dem syrischen Konfliktgebiet, der aus innerislamischer Sicht gegen den Islamischen Staat (IS) argumentiere, wie IZRS-Sprecher Qasim Illi gegenüber Tele Züri ausführte.

Interessanterweise versteht Illi ein kürzlich vom Islamrat veröffentlichtes Interview mit Muhaysini als Beitrag, um der angeblichen oder tatsächlichen Radikalisierung hiesiger Jugendlicher entgegenzuwirken. Darum lässt der IZRS einen Mann, der Buben für den Dschihad rekrutiert, in einem vollkommen unkritischen Interview seine kruden Ansichten ausbreiten. Gemäss internationalem Recht ist die Rekrutierung von Kindern unter fünfzehn Jahren ein Kriegsverbrechen. Weiss Sprecher Illi vielleicht nichts von dem syrischen Kindertrainingslager Aschbal al-Aksa (Löwenjungen der Al-Aksa-Moschee auf dem Jerusalemer Tempelberg) und der Rolle, die Muhaysini dabei spielt? Oder versteht er unter Radikalisierung etwas ganz anderes als das, was in diesem Lager für Kindersoldaten abgeht?

Doch wer ist eigentlich Abdullah al-Muhaysini? Er ist ein Imam aus Saudi-Arabien, den der Interviewer des Islamrats, Naim Cherni, einleitend und würdevoll als «geehrten Scheich» bezeichnet. Dieser «geehrte Scheich» kam als Dschihadist nach Syrien und siedelte sich schon bald im Umkreis der syrischen Al-Qaida-Filiale Nusra-Front (Unterstützungsfront) an. Heute zählt er zu deren Chefideologen, auch wenn er sich selber gerne als Unabhängigen bezeichnet. Auf Videos lässt er sich

aber zum Beispiel vor einer Fahne der Nusra-Front ablichten, auf der auch der arabische Schriftzug der Al-Qaida-Bewegung gut lesbar ist. Neben ihm ein gefangener syrischer Pilot.

«Glaube und Ehre verteidigen»

In einem anderen Video posiert er vor einem Helikopter auf der Luftwaffenbasis von Abu al-Duhur. Auch hier knien neben ihm ein paar gefangene syrische Soldaten mit verbundenen Augen am Boden, die Hände hinter dem Rücken gefesselt. Die Nusra-Front eroberte die Luftwaffenbasis im September. Im Video mit dem Helikopter und den knienden Soldaten sagt Muhaysini, dass dies nur einige der Gefangenen seien und es sich um Abtrünnige vom Islam handle. Dann sagt er an die Adresse der Mütter der Soldaten, dass sie ihre Söhne zwingen sollten, von der Armee zu desertieren, denn sonst würden sie ihren Nachwuchs schon bald tot sehen. Tatsächlich exekutierte die Nusra-Front kurze Zeit später mindestens 56 Kriegsgefangene auf dem Flugplatz. Naim Chernis «geehrter Scheich» rekrutiert also nicht nur Kinder, sondern lässt auch wehrlose

Der «geehrte Scheich» gehört zu den Chefideologen der Al-Qaida-Filiale Nusra-Front.

Kriegsgefangene reihenweise hinrichten. Dass der Islamrat mit keinem Wort auf solche Tatsachen eingeht, spricht Bände.

Was hat Muhaysini über den IS zu sagen? Als Anhänger der mit dem IS tödlich verfeindeten Nusra-Front lässt er kaum ein gutes Haar an der Terrorgruppe. Der IS verstehe den Koran nicht richtig. Aber Muhaysini bedient auch die unter Muslimen beliebte Verschwörungstheorie, nach der es dem Westen und vor allem den USA nicht ernst sei mit dem Kampf gegen den IS. Vielmehr komme die Terrorgruppe dem Westen gerade recht, denn sie sei zum Sammelbecken der muslimischen Jugend aus aller Welt geworden, und genau diese Jugend, beim IS konzentriert, wolle der Westen auslöschen. Nach aller Kritik am IS fordert Muhaysini die muslimische Jugend im Westen auf, sich vom IS loszusagen, aber trotzdem am Dschihad teilzunehmen. Wenn die Jugendlichen nicht auszögen, um Glaube und Ehre zu verteidigen, werde Allah sie schmerzlich bestrafen. Klingt nach einem Aufruf, sich der syrischen Al-Qaida-Filiale Nusra-Front anzuschliessen. O

Die weibliche Seite Allahs

Mit «Islam heisst nicht Salam» hat Manfred Schlapp ein faszinierendes Buch über den Koran geschrieben. Der österreichische Orientalist ist ein feuriger Verteidiger der arabischen Kultur. Einer, der die Höhen und Tiefen ihrer Geschichte weder idealisiert noch verharmlost. *Von Andreas Thiel*

Leider liest sich der Koran nicht leicht. Wer Mohammeds Quellen – vorwiegend das Alte Testament inklusive Apokryphen sowie das Awesta – nicht kennt und sich auch nicht die Mühe macht, die einzelnen Koranverse im Kontext der jeweiligen privaten oder politischen Situation Mohammeds zu lesen, wird das Buch nach wenigen Seiten leicht gequält beiseitelegen. Doch es gibt Abhilfe. Der Orientalist Manfred Schlapp leuchtet in seinem bemerkenswerten Buch «Islam heisst nicht Salam» die Hintergründe des Islam in einer Qualität und Tiefenschärfe aus, die beispiellos ist. Schlapp gewährt uns einen fundierten, aber auch unterhaltsamen und faszinierenden Einblick in die Welt des Islam.

Das Geheimnis dieses Buches liegt in der Begeisterung des Autors für den Orient und dessen Literatur. Schlapp ist ein feuriger Verteidiger der arabischen Kultur – einer, der Höhen und Tiefen der arabischen Geschichte kennt, diese aber weder idealisiert noch verharmlost.

Treppenwitz der Geschichte

Manfred Schlapp, seinerzeit einer der jüngsten Professoren Österreichs, hat sich mittlerweile zur Ruhe gesetzt und wäre die ideale Filmbesetzung für die Rolle des zerstreuten Archäologen, der bei Kerzenlicht in versteckten Grabkammern unter Pyramiden Hieroglyphen entschlüsselt. Er beherrscht Latein, Altgriechisch, Altarabisch und entziffert byzantinische wie auch phönizische und rätische Inschriften. Seit er als fünfzehnjähriger Gymnasiast in den Sommerferien 1958 mit dem Moped von Innsbruck nach Istanbul gefahren war, hat er sich mit dem Orient befasst. Im Laufe seines Lebens hat er ausser Brunei jedes muslimische Land bereist. Wenn dieser verrückte Professor die komplexen historischen Hintergründe zu einem bekannten Sachverhalt enthüllt, dann beginnt er gerne mit Worten wie: «Es ist ein Treppenwitz der Geschichte...»

So schwärmt er von der berühmten und wunderschön angelegten Grande Mosquée de Paris. Dabei erwähnt er nicht nur, dass diese 1923 zu Ehren der Marokkaner erstellt wurde, die in Verdun ihr Leben gelassen hatten. Er weiss auch, dass ohne diese Verdun gefallen wäre. Hätten die Franzosen damals nicht zusätzliche Marokkaner in die Schlacht geworfen, hätte ein bayerisches Infanterieregiment die Verteidigungslinie durchbrochen.

Wegen seiner Kenntnisse alter Sprachelemente aus vorislamischer Zeit, wie etwa

Aramäisch, und seiner damit verbundenen Fähigkeiten, entsprechende Koranstellen übersetzen und interpretieren zu können, war Manfred Schlapp 2006 vom Mudir dieser Moschee gebeten worden, in der Grande Mosquée de Paris Koranlesungen abzuhalten. Interessierten Muslimas erklärte Schlapp zu deren grösstem Vergnügen, dass Allah ursprünglich eine weibliche, auf die sumerische Kultur zurückgehende Gottheit war, nämlich al-Lat, und dass Muslime demzufolge nicht «Allahu akbar» rufen müssten, «Gott ist gross», sondern «Allahu kubra», also «Frau Allah ist die Grösste!» Die weibliche Zuhörerschaft amüsierte sich köstlich über diese Botschaft – die männliche Obrigkeit weniger.

Wer Schlapps Buch gelesen hat, weiss, dass das Symbol des Islam, der Halbmond, das Kennzeichen dieser Göttin al-Lat war, welche noch zu Zeiten Mohammeds zusammen mit zwei weiteren Göttinnen über einer bunten, vorwiegend weiblichen Götterwelt thronte, deren Statuen in der Kaaba verehrt wurden. Von den drei Göttinnen ist in den berühmten «Satanischen Versen» des Koran (Sure 53, 19–23) die Rede, was Muslime in der Regel gar nicht wissen – und was daher Salman Rushdie zum Verhängnis wurde. Solche Zusammenhänge versammelt Schlapp in seinem Buch zu einem Wissensschatz, der uns aktuelle Nach-

richten wie jene, dass die Gotteskrieger des IS in Palmyra den letzten zur Gänze erhaltenen Tempel der ursprünglich sumerischen Göttin namens al-Lat geschleift haben, vor einem ganz anderen Hintergrund wahrnehmen lässt.

Das *Geo*-Magazin brachte kürzlich ein *Geo Epoche*-Spezialheft über den Islam heraus. Wenn man sich vorher Schlapps «Islam heisst nicht Salam» zu Gemüte geführt hat, liest sich das *Geo*-Spezialheft wie eine Schülerzeitung.

Sein Buch ist eine Erklärung für vieles, was wir im Zusammenhang mit dem Islam in der Zeitung lesen.

Auch die neulich erfolgte Anspielung des israelischen Ministerpräsidenten Netanjahu auf Hitlers muslimischen Verbündeten, den Grossmufti von Jerusalem, Mohammed Amin al-Husseini, vermag Schlapps Leserschaft sofort in den Kontext der Geschichte einzuordnen und sogar um das Detail zu erweitern, dass ein Bewunderer dieses Hitler-Vasallen heute das Islamische Zentrum in Genf leitet. Er heisst Hani Ramadan und ist der Enkel Hassan al-Bannas, des Gründers der Muslimbruderschaft, der wie der Grossmufti ein glühender Hitler-Verehrer war.

Mit Manfred Schlapp machte mich ein gemeinsamer Bekannter kurz nach der Publikation meines Essays über den Koran (*Weltwoche* Nr. 48/14) bekannt. Ich lernte einen begeisterten Orientalisten kennen, der Klartext redet mit einer Offenheit, die selten anzutreffen ist in dem von Angst geprägten Milieu der Islamwissenschaft. Er schwärmt von der orientalischen Kultur im gleichen Masse, wie er deren Untiefen auslotet. Manfred Schlapp lobt die poetische Kraft der Koranverse genau so, wie er kein Blatt vor den Mund nimmt, was deren Gefährlichkeit anbelangt. Sein Buch ist eine wissenschaftliche Landvermessung, eine historiografische Gesamtschau, ein erhellendes Lesebuch, ein umfassendes Nachschlagewerk und eine Erklärung für vieles, was wir im Zusammenhang mit dem Islam heute in der Zeitung lesen.



Wissenschaftliche Landvermessung: Schlapp.

Manfred Schlapp: *Islam heisst nicht Salam*. Offizin. 380 S., Fr. 48.80

«Daten sind Macht»

Ausländische Firmen speichern ihre Daten in Schweizer Hochsicherheits-Rechenzentren. Die Branche müsse die Fehler der Banken vermeiden und Kontrollen zulassen, sagt Unternehmer und Cloud-Besitzer Franz Grüter. *Von Wolfgang Koydl*



«Enorm wertvolles Kapital»: Franz Grüter vor seinen Datenbunkern.

Das Wort «Cloud» gefällt Franz Grüter überhaupt nicht, weil es den Datennutzer irgendwie in die Irre führt. Von der grenzenlosen Freiheit über den Wolken sang einst der deutsche Liedermacher Reinhard Mey, aber an den Datenwolken ist nichts luftig, locker oder gar frei. «Das sind reale Rechner, millionenteure Hardware, und sie stehen auf dem Erdboden in einem Lagerhaus an einem physischen Standort», zählt der Luzerner Unternehmer an den Fingern seiner rechten Hand die Eigenschaften einer Cloud auf. «An diesem Standort gelten die Gesetze des Landes, in dem sie sich befindet.»

Grüter weiss, wovon er spricht, schliesslich ist er selbst ein Cloud-Besitzer. Vor sieben Jahren legte er auf einer grünen Wiese das Fundament für sein erstes Datacenter. Heute betreibt seine Firma Green.ch fünf Hochsicherheitsrechenzentren in der ganzen Schweiz. Firmen aus der ganzen Welt lagern ihre Daten in einem von Grüters Datenbunkern. Namen nennt der neugewählte SVP-Nationalrat nicht: Diskretion ist oberstes Gebot, nicht viel anders als bei den Banken. Grüter fasst es knapp zusammen: «Daten sind ein enorm wertvolles Kapital, und ein vertrauensvoller Umgang ist unabdingbar.»

Der Schweizer Datenpionier hat eine Reihe von Nachahmern gefunden, von denen der Tessiner Shopping-Mall-Eigner Silvio Tarchini mit einem neuen Datenbunker nur einer der vorläufig letzten ist. Das Angebot kommt der Nachfrage kaum nach. So wie einst das Geld, so zieht die stabile, diskrete und neutrale Schweiz heute die Daten an: Rund 20 Prozent des europäischen Datenvolumens lagern heute bereits in Computern zwischen Genf und St. Gallen. Die Gründe sind dieselben, die einst die Vermögen ins Land lockten: eine funktionierende Infrastruktur («Weder wird gestreikt, noch fällt der Strom aus», sagt Grüter), vertrauenswürdige und professionelle Unternehmen und keine unberechenbaren staatlichen Willkürmassnahmen.

Im Visier der USA

Die Aussichten der Branche haben sich verbessert, seitdem der Europäische Gerichtshof im Oktober das sogenannte Safe-Harbor-Abkommen zwischen der EU und den USA für rechtswidrig erklärt hat. Darin verpflichteten sich beide Seiten, bei ihnen gespeicherte Daten «angemessen» vor unberechtigten Zugriffen zu schützen. In Amerika sahen dies die europäischen Richter unter Verweis auf den NSA-Abhörskandal jedoch nicht gewährleistet. «Seitdem wollen immer mehr amerikanische Unternehmen ihre Daten in Europa speichern», sagt Grüter. «Und wenn sie sich in Europa umsehen, sticht die Schweiz durch Stabilität und Rechtsstaatlichkeit hervor.»

Das Potenzial ist gross. Rund 3900 Firmen nutzen das Abkommen und sind von dem Urteil betroffen – von Giganten wie Facebook, Microsoft und Google bis hin zu kleinen und mittelständischen Unternehmen. Doch darin liegt nicht nur eine Chance, sondern womöglich auch ein grosses Problem. «Die Schweiz darf nicht, wie einst die Banken, den Eindruck erwecken, als könne man bei ihr Informationen über illegale Operationen verstecken», gibt Grüter zu bedenken.

Das wurde letzten Endes dem Finanzplatz zum Verhängnis, dessen Bankgeheimnis unter dem Ansturm europäischer und amerikanischer Behörden zerbrach. Es war die Ungleichheit zwischen der Schweiz und dem Ausland gewesen, wo Steuerhinterziehung nicht als Kavaliersdelikt galt, die es erlaubte, den Hebel anzusetzen. Besorgt hat Grüter registriert, wie die einflussreiche US-Senatorin Dianne Feinstein kürzlich den Datenhorst

Schweiz ins Visier nahm und vor der Möglichkeit warnte, dass Terroristen und andere Kriminelle die liberale Gesetzgebung in der Eidgenossenschaft für sich ausnutzen könnten.

Wie akut das Problem ist, zeigt der Fall des jungen Schweizer Start-up-Unternehmens Threema. Der Firma mit Sitz in Pfäffikon SZ war unterstellt worden, dass sich die Urheber der Terroranschläge von Paris mittels der abhörsicheren Kommunikations-App von Threema verständigten. Gerüchte, laut denen Behörden – in- oder ausländische – die Herausgabe der Chiffrierschlüssel verlangten, wurden von Threema-Mitgründer Martin Blatter dementiert. Die Firma verfüge auch gar nicht über diese Schlüssel, da sie von jedem der Kunden selbst erstellt würden.

Threema nützt den Umstand, dass «Anbieter abgeleiteter Dienste» nicht verpflichtet sind, Daten zu speichern. Im Gegensatz dazu müssen grosse Kommunikationsunternehmen in der Schweiz alle E-Mail-, Mobilfunk- oder Festnetzdaten ihrer Kunden sechs Monate lang aufbewahren. Dieser Zeitraum soll mit der geplanten Revision des Gesetzes zur Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs (Büpf) auf zwölf Monate verlängert werden. Ausserdem sollen die Behörden die Möglichkeit zu flächendeckender Rasterfahndung und zur Einschleusung von Staatstrojanern erhalten. Ein Komitee, in dem sich Kräfte aus dem gesamten

politischen Spektrum von SVP über FDP und SP bis hin zur Alternativen Liste und zur Piratenpartei wiederfinden, will das Referendum gegen das Gesetz ergreifen.

Grüter ist Mitinitiant und Anführer in dem Komitee. Das ist er sich schuldig, schliesslich hat er nicht von ungefähr den Ruf eines – wie er sagt – «Freiheitskämpfers des Internets», der gegen Kontrolle und Regulierung zu Felde zog. Inzwischen sieht er das ein wenig anders: «Wir müssen internationale Minimalstandards erfüllen, damit wir glaubwürdig bleiben», meint er und verteidigt die Vorratsdatenspeicherung von sechs Monaten Dauer. Nur so werde das Vertrauen in den Standort Schweiz gewahrt. Die Kunden sollen

«Wir müssen internationale Minimalstandards erfüllen, damit wir glaubwürdig bleiben.»

nicht befürchten müssen, dass sich ausländische Strafverfolgungsbehörden unter Berufung auf vermeintlich laxen Sicherheitsstandards mit juristischer Brachialgewalt Zugang zu ihren Daten verschaffen, die sie in der Schweiz in sicheren Händen vermuten.

Den Druck der Politik sieht auch Blatter mit Unbehagen. «Threema speichert weder Verbindungsdaten noch Nachrichteninhalte,

sondern reicht die Nachrichten lediglich vom Sender an den Empfänger weiter», sagt er. Und selbst wenn seine Firma künftig verpflichtet würde, Inhalte abzugreifen, wären sie für die Behörden nutzlos, weil verschlüsselt. Etwaige Forderungen in diese Richtung sieht er denn auch als blosses Pflasterlipolitik an. Aber Blatter erkennt natürlich ebenfalls mögliche Parallelen zum amerikanischen Angriff auf den Finanzplatz Schweiz, wo den Banken die eidgenössische Rechtslage letztlich auch nicht viel nützte.

«Riesiges power game»

Auch Grüter erkennt die Gefahr, dass wir als Land unter Druck gesetzt werden könnten: «Viele Staaten haben das Bedürfnis, zu erfahren, was gespeichert wird.» Ausländische Nachrichtendienste interessierten sich mehr und mehr für Datacenter und würden versuchen, sich in Rechner zu hacken. Der Unternehmer und Politiker stellt die Frage in einen ganz grossen Zusammenhang: «Daten sind Macht», sagt er, «Daten sind ein globales, riesiges power game geworden.» An diesem Spiel beteiligen sich Amerikaner, Chinesen, Russen – alle grossen Mächte. «Und die kleine Schweiz ist plötzlich mitten hinein geraten.» Er seufzt: «Leider ist diese Erkenntnis bei der Politik in Bern noch nicht angekommen. Es ist höchste Zeit, dass sie sich intensiver damit beschäftigt.» ○

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf radiocentral.ch**



So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch

Wackliger Bau

In den Verhandlungen über den Gesamtarbeitsvertrag im Baugewerbe treten die Gewerkschaften besonders aggressiv auf. Bei der Frühpensionierung beharren sie auf dem Rentenalter 60.

Von Beat Gygi

Die Gewerkschaft Unia arbeitet mit allen Mitteln daran, in der Bauwirtschaft die Spielräume für die Unternehmen am Arbeitsmarkt weiter einzuengen und der Politik mehr Raum zu verschaffen. Einmal mehr greift sie auch zu Mitteln ausserhalb der geltenden Spielregeln. Kürzlich hat sie auf Baustellen Störstreiks als flankierende Massnahmen zugeschaltet, um ihre Verhandlungsgegenseite, den Schweizerischen Baumeisterverband, unter Druck zu setzen. Das harte Wort «Streik» wird zwar vermieden, aber solche Aktionen vertragen sich nicht mit dem Prinzip des Arbeitsfriedens, der im Landesmantelvertrag, also dem Gesamtarbeitsvertrag des Bauhauptgewerbes, vereinbart ist. In Bellinzona, Zürich, Bern, Genf, Neuenburg und Delsberg hat die Gewerkschaft Demonstrationen organisiert, Teilnehmer wurden mit 170 Franken plus Reisekosten entschädigt. Die Protestzüge waren zum Teil nicht bewilligt, wurden von den Behörden aber dennoch geduldet.

Hauptstreitpunkt vorzeitige Pensionierung

Der Streit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wirkt dieses Jahr noch verbissener als bei früheren Verhandlungsrunden. Der Baumeisterverband und die Gewerkschaften Unia und Syna haben für die nächste Zeit mehrere Verhandlungstermine vereinbart, aber die Zeit ist knapp. Ende Jahr läuft der Anfang 2013 zwischen Baumeisterverband und Unia/Syna abgeschlossene Landesmantelvertrag aus, und beide Seiten sagen, sie wollten einen vertragslosen Zustand verhindern. Die Verhandlungen über den neuen Vertrag betreffen Regelungen etwa zu Basislohn, 13. Monatslohn, Ferien, Krankentaggeldversicherung oder Sicherheit auf dem Bau – aber der Hauptstreitpunkt sind die Regelungen zur vorzeitigen Pensionierung.

Die Bauwirtschaft steht vor einem ähnlichen Altersvorsorge-Problem wie die Gesellschaft der Schweiz insgesamt, weil nächstens die geburtenstarken Jahrgänge ins Rentenalter kommen. Der Jahrgang 1964 ist zurzeit in der Branche am stärksten vertreten. Aber die Bauleute müssen viel rascher klare Antworten finden als die Politiker, die Finanzierungsprobleme am liebsten mit Mehrwertsteuererhöhungen lösen. Die Baubranche muss ihre Speziallösung in eigener Regie sturmsicher machen. Die Möglichkeit, mit sechzig Jahren in Pension zu gehen, haben die Sozialpartner der Baubranche 2003 zusammen eingerichtet, weil beide Seiten der Meinung waren, ältere



Durch Kungelei den Wettbewerb behindern: Bauarbeiter-Demo, Bellinzona, 9. November 2015.

Personen sollten die harte körperliche Arbeit auf dem Bau vor dem regulären Pensionsalter aufgeben können. Der Gesamtarbeitsvertrag für den flexiblen Altersrücktritt im Bauhauptgewerbe wurde im Sommer 2003 durch den Bundesrat für allgemeinverbindlich erklärt und trat dann in Kraft.

Diese Einrichtung ist ähnlich angelegt wie eine Pensionskasse und dient als Überbrückungsvehikel – es soll den Bezüglern in der

Die Arbeitnehmerseite versucht, die Reparaturkosten möglichst auf die Arbeitgeber abzuwälzen.

Periode zwischen dem 60. und 65. Altersjahr eine Art Zwischenrente zusichern. Finanziert wird es durch Beiträge von Arbeitgebern (80 Prozent) und Arbeitnehmern (20 Prozent). Die speziell dafür eingesetzte Stiftung regelt die Ein- und Auszahlungen. Am Anfang musste der Kapitalstock zuerst aufgebaut werden, das Rentenalter fiel also nicht schlagartig auf sechzig Jahre. Bis Ende 2014 wurden alles in allem gut 13 500 Rentner aus dem Fonds bedient, knapp 5500 Pensionäre befanden sich jüngst in diesem Fünf-Jahres-Fenster. Auf Arbeitgeberseite sind der Stiftung rund 7500

Firmen unterstellt, wovon knapp 2700 kein Personal haben, weil sie Einmannbetriebe sind. Dieser Fonds für die fünf Übergangsjahre ist eine isolierte Branchenlösung und sollte das allgemeine Sozialsystem nicht belasten.

Genau das könnte sich nun aber ändern. Die Stiftung droht nächstens in Unterdeckung zu geraten. 2013 machte die Stiftung versicherungstechnisch ein Defizit von 37 Millionen Franken, 2014 betrug der Fehlbetrag schon 84 Millionen. Die Finanzierungslücke wird mit der bevorstehenden Pensionierung der geburtenstarken Jahrgänge noch bedrohlicher. Die Baumeister mit Direktor Daniel Lehmann und die Unia mit Bau-Sektorleiter Nico Lutz haben gegenteilige Vorstellungen in der Frage, wie die Stabilität wiederherzustellen wäre. Die Gewerkschaft versucht, die Reparaturkosten möglichst auf die Arbeitgeberseite abzuwälzen: Höhere Beiträge primär von den Firmen sollen die Lücke schliessen. Die Baumeister dagegen suchen die Lösung in reduzierten Rentenleistungen aus der Stiftung, die vielleicht gegen einen Fünftel der heutigen Renten ausmachen könnten, oder in einer Erhöhung des Rentenbezugsalters auf 61 oder 62 Jahre.

Sollte die Gewerkschaftsseite den Verhandlungskampf gewinnen und eine Erhöhung der Beiträge durchsetzen, würden vor allem die

Arbeitskosten der Baubranche zunehmen. Oberflächlich betrachtet, könnte die stets auf Profilierung bedachte Unia-Führung geltend machen, sie habe die Last vor allem auf die Arbeitgeber abwälzen können, die in diesem Fall 80 Prozent oder vielleicht mehr der Beitragserhöhungen zu tragen hätten. Das ist aber nur der optische Effekt. Wirtschaftlich gesehen, ist es egal, ob Beitragszahlungen durch die Arbeitgeber oder die Arbeitnehmer entrichtet werden – so oder so werden die Löhne mit einer Abgabe belastet, was die Arbeitskosten erhöht und das Einstellen von Bauleuten teurer macht. So würden die Gewerkschaften den Abbau von Stellen mit geringer Qualifikation im Bau beschleunigen und den Trend zum Kapitaleinsatz verstärken.

Das Diktat des Vertrags

Brisant wäre die Wirkung eines solchen Verhandlungsausgangs aber auch auf die übrige Wirtschaft und auf die Politik: Ein Gewerkschaftssieg wäre das Signal, dass eine Erhöhung der Lebensarbeitszeit im Dialog der Sozialpartner keine Chance hat. So etwas wäre Gift für die bevorstehende Diskussion im Parlament über eine Erhöhung des allgemeinen Pensions-Referenzalters, das in der bundesrätlichen Botschaft «Altersvorsorge 2020» immer noch bei 65 Jahren und damit zu niedrig angesetzt ist, um eine Stabilisierung von AHV und zweiter Säule zu ermöglichen.

Man kann einwenden, Abmachungen zwischen Baumeistern und Gewerkschaften hätten nichts mit Politik zu tun, sondern seien Privatsache der Sozialpartner. Dieses Argument ist nicht stichhaltig, denn der Landesmantelvertrag wird stark politisch gestützt. Durch die Allgemeinverbindlicherklärung, erlassen vom Bundesrat, wird er zu einem Regelwerk, das für alle Firmen und alle Arbeitnehmer des Bauhauptgewerbes gilt. Kein Unternehmen und kein Angestellter kann dem Diktat des Vertrags ausweichen. Die Arbeitgeber schätzen es, dass damit für alle «gleich lange Spiesse» bei den Arbeitsbedingungen sichergestellt würden. Auf Gewerkschaftsseite freut man sich darüber, dass kein Unternehmen und kein «Dumpinglohn-Maurer» von den Absprachen abweichen kann. Damit hat der Landesmantelvertrag praktisch die Kraft einer gesetzlichen Regelung.

In der normalen Wirtschaft ist vorgesehen, dass eine Wettbewerbsbehörde bei auffälligen Absprachen untersuchen kann, ob Interessengruppen nicht etwa durch Kungelei den Wettbewerb behindern. In der Arbeitswelt scheint das kein Thema zu sein. Da können Organisationen der Arbeitgeber und Gewerkschaften fast beliebig vereinbaren, was sie wollen, und der Bundesrat befiehlt dies dann noch als obligatorisch für alle. Aus dieser Sicht muss man sagen, dass ein vertragsloser Zustand in der Baubranche einen Versuch wert wäre. ○

Unmoralisches Angebot

Ein ehemaliger Mitarbeiter wirft der Klinik Balgrist vor, ihn zu einem unzulässigen Deal auf Kosten der Öffentlichkeit angestiftet zu haben. Stimmen die Vorwürfe? Von Alex Reichmuth



Umstrittener Vergleich: Uni-Klinik Balgrist.

Im Oktober 2012 kündigte Ulrich W. (Name der Redaktion bekannt) als Arzt an der Zürcher Universitätsklinik Balgrist. Die Klinik bestätigte die Kündigung per Ende Januar 2013 und verlangte von W. gleichzeitig 140 000 Franken für einen früheren Forschungsaufenthalt im Ausland zurück, der von Stiftungen finanziert worden war. W. bestritt diese Forderung. Im November 2012 stellte die Klinik Ulrich W. per sofort frei.

Im Dezember unterbreitete Balgrist Ulrich W. einen Vergleich: Er müsse nur 70 000 Franken zurückzahlen, wenn er gleichzeitig seine Kündigung von Ende Januar 2013 auf Ende Dezember 2012 rückdatieren lasse. Das hatte einen brisanten Hintergrund: Auf Anfang 2013 wechselte die Klinik Balgrist von der Vorsorgeeinrichtung des Kantons Zürich BVK zur privaten Sammelstiftung Gemini. Wegen Unterdeckung der BVK musste die Klinik dabei erhebliche Nachschüsse leisten – zumindest für die Mitarbeiter, die sie über Ende 2012 hinaus beschäftigte. Mit der vorzeitigen Auflösung des Arbeitsverhältnisses von Ulrich W. hätte Balgrist rund 75 000 Franken gespart, weil die Deckungslücke damit an der BVK hängengeblieben wäre. Die Reduktion der Rückforderung um 70 000 Franken wäre somit ziemlich genau durch den eingesparten Nachschuss kompensiert worden. Balgrist und W.

hätten profitiert – auf Kosten der Steuerzahler, die die BVK tragen.

W. schlug das Angebot aus. «Ich wollte nicht mithelfen, die BVK auszutricksen», sagt er. Also blieb es bei der Kündigung per Ende Januar. Der Streit um die Rückforderung wegen des Auslandsaufenthalts dauert bis heute an und ist Gegenstand eines zivilrechtlichen Verfahrens. Im Juli 2013 reichte W. zudem Strafanzeige gegen Balgrist wegen des angebotenen Deals mit dem Kündigungsdatum ein. Er warf der Klinik versuchte Anstiftung zur Urkundenfälschung und zum Betrug vor. Die Staatsanwaltschaft Zürich wollte von einer Strafuntersuchung aber nichts wissen – mit dem Argument, der von Balgrist angebotene Vergleich sei «im Lichte der Vertragsfreiheit» nicht zu beanstanden. Ulrich W. gelangte daraufhin ans Zürcher Obergericht. Dieses wies im März 2014 seine Beschwerde gegen die Staatsanwaltschaft ab, weil es W. nicht als geschädigt und damit nicht als klageberechtigt erachtete. Inhaltlich beurteilte das Obergericht die Vorwürfe von W. nicht.

«Abgangsentschädigung» vorgesehen

W. verzichtete auf einen Weiterzug, kontaktierte aber die BVK, die durch den Deal geschädigt worden wäre. Die Pensionskasse lehnte es gemäss W. aber ab, gegen die Klinik Balgrist vorzugehen. Der Aufwand dafür sei zu gross, habe man ihm gesagt. «Offenbar kann man also die BVK schädigen, sofern der Betrag nicht eine gewisse Höhe überschreitet», meint der Arzt. Gegenüber der *Weltwoche* wollte die BVK nicht Stellung nehmen. Auch Balgrist wollte sich nicht äussern, mit Verweis auf das hängige Zivilverfahren – das indes nichts mit der Strafanzeige zu tun hat. Die Uni-Klinik verweist nur darauf, dass die Staatsanwaltschaft die Vorwürfe von W. als unzutreffend erachtet hat.

Der umstrittene Vergleich hätte auch vorgesehen, dass W. von Balgrist eine «Abgangsentschädigung» erhält, die exakt seinem Januarlohn entsprochen hätte. Wie die Unterlagen zeigen, wollte Balgrist von ihm umgekehrt die Kosten für die klinikeigene Dienstwohnung, die W. belegte, sowie für die Benutzung eines Parkplatzes bis Ende Januar in Rechnung stellen. Gegenüber dem Obergericht hatte der Anwalt der Klinik später dann aber behauptet, es sei nie beabsichtigt gewesen, «das Arbeitsverhältnis über den 31. Dezember 2012 hinaus andauern zu lassen». Man staunt. ○

Schweizer Unrechtshilfe

Italien stellt dem Privatvermögen der Industriellen-Familie Riva nach, das teilweise in der Schweiz liegt. Daraus wollte die Zürcher Justiz eine Milliarde an die Regierung in Rom überweisen. Ohne jede Rechtsgrundlage. Mit scharfen Worten stoppte das Bundesstrafgericht die Aktion. *Von Florian Schwab*



Erfolg schafft Neider: Ilva-Werke bei Tarent, Apulien.

Ihr erstes Geld verdienten sie mit der Zerlegung ausgemusterter Panzer nach dem Zweiten Weltkrieg. In den kommenden Jahrzehnten bauten die Gebrüder Emilio und Adriano Riva einen europaweit tätigen Stahlkonzern auf. Als in den achtziger Jahren die staatlich dominierte Stahlindustrie in Italien am Boden lag, ergriffen die Gebrüder Riva die Gelegenheit und kauften unter anderem auch das staatliche Stahlwerk Ilva in der Nähe der süditalienischen Stadt Tarent, Apulien. Unter den privaten Eigentümern florierte die Firma. Dort, an der Innenseite des italienischen Stiefels, wo der Schaft in den Absatz übergeht, gibt es ansonsten wenig Industrie. Das Stahlwerk ist mit 20 000 Beschäftigten einer der grössten Arbeitgeber der Region.

Der Werdegang der Fratelli Riva aus Mailand könnte also ein Ruhmesblatt italienischer Industriegeschichte sein. Doch Erfolg schafft Neider. Im Jahr 2010 wurde Ilva handstreichartig erneut verstaatlicht: Unter dem Vorwand, er habe Umweltauflagen verletzt, legte die italienische Regierung den Betrieb still, um ihn per Notverordnung sofort und ohne die angeordnete Umweltsanierung unter eigener Führung wiederaufzunehmen.

Das Geld für die Umweltsanierung will sich die Republik Italien von den vormaligen privaten Eigentümern holen, auf eine Art und Weise, die eher an eine Bananenrepublik erinnert als

an die Rechtsstaatsgepflogenheiten in Europa. Die italienische Justiz strengt Strafverfahren gegen die Unternehmensgründer an und lässt Betriebsvermögen der Riva-Gruppe im Umfang von 8,1 Milliarden Euro einfrieren. Diese Beschlagnahmung hebt das italienische Kassationsgericht Ende 2013 auf: Es sei «kein Zusammenhang zwischen den beschlagnahmten Vermögenswerten und dem geltend gemachten Erlös aus Umweltdelikten» zu erkennen.

Diensteifriger Staatsanwalt

Auch dem Privatvermögen der Rivas stellen die italienischen Behörden nach. Per Rechtshilfe ersuchen sie die Schweiz um die Einfrierung der Riva-Konten. Rund eine Milliarde Euro lagern hier in Trusts. Dieses Vermögen hatte die Unternehmerfamilie im Rahmen einer italienischen Steueramnestie vor ein paar Jahren einer italienischen Tochtergesellschaft ihres Schweizer Bankhauses zur treuhänderischen Verwaltung überantwortet. Die Inhaberin der Schweizer Konten war somit neu eine italienische Treuhandgesellschaft ebendieser Bank. Dem direkten Zugriff der Familie wurden die Bankkonten durch diese Konstruktion entzogen, was sich als bedeutsam herausstellen sollte.

Das Bundesamt für Justiz übergibt den Rechtshilfefall an die Staatsanwaltschaft IB des Kantons Zürich, spezialisiert auf Wirtschafts-

delikte. Der Staatsanwalt Peter Hünig ordnet am 4. Juni 2013 die vorläufige Sperre der Konten an, bis in Italien ein rechtsgültiges Urteil in der Strafsache vorliegt. Doch den Italienern geht es nicht schnell genug. Sie möchten das Geld am liebsten sofort. Es soll in eine Zwangsanleihe des Ilva-Stahlwerks investiert werden.

Die Staatsanwaltschaft Mailand lässt der italienischen Tochtergesellschaft der Schweizer Bank einen «Rückführungsbefehl» zukommen: Die Milliarde sei umgehend nach Italien zu überweisen. Diese Order gibt die italienische Tochter ihrem Stammhaus in Zürich weiter. Da die Staatsanwaltschaft die Konten gesperrt hat, ist es der Bank unmöglich, die Überweisung auszuführen. Dem Vernehmen nach interveniert der italienische Finanzminister persönlich beim obersten Chef der Schweizer Bank, um die Auszahlung durchzusetzen. Auch zwischen der Zürcher Staatsanwaltschaft, den italienischen Kollegen und dem Bundesamt für Justiz finden mehrere Treffen statt, teilweise in Mailand. Ziel: Die Milliarde soll nach Italien fließen.

Doch eine Freigabe der im Rechtshilfeverfahren gesperrten Gelder ist unter diesen Umständen nach Schweizer Recht nicht vorgesehen. Dokumente zeigen, dass den Schweizer Behörden bewusst ist, dass in absehbarer Zeit kein «rechtskräftiger und vollstreckbarer Einziehungsentscheid» aus Italien zu erwarten ist.

Trotzdem suchen sie hilfsbereit nach Mitteln und Wegen, das Geld irgendwie nach Rom zu überweisen. Staatsanwalt Hünig bietet am 9. Januar 2015 seine Hilfe an, «um dennoch eine zeitnahe Überführung der Vermögenswerte nach Italien zu gewährleisten». Hierfür sei aber die schriftliche Zusicherung erforderlich, dass «die heute bestehenden Eigentumsrechte unangetastet bleiben».

Als diese Mitte Mai eintrifft, empfehlen die Zürcher Staatsanwälte den Mailänder Kollegen einen Kniff: Italien solle das immer noch laufende Rechtshilfeersuchen zurückziehen, zum alleinigen Zweck, die Überweisung nach Italien zu genehmigen. Ein Schreiben dieses Inhalts gelangt am 21. Mai von Mailand nach Zürich. Knapp einen Monat später verfügt die Zürcher Staatsanwaltschaft, dass die Kontosperrung «zum Zwecke der von der Kontoinhaberin mit Datum vom 13. Mai 2015 in Auftrag gegebenen Überweisung ersatzlos aufgehoben» werde. Bei «Nichtausführung» bestehe sie «im bisherigen Umfang» weiter.

Die Familie Riva als Begünstigte der Trusts ficht die Verfügung umgehend beim Bundesstrafgericht in Bellinzona an. Es könne nicht sein, dass eine Bankengruppe das ihr treuhänderisch übertragene Vermögen mit Hilfe der Schweizer Justiz einfach an den italienischen Staat überweise. Per superprovisorischer Massnahme schiebt die Beschwerdekammer des Bundesstrafgerichts unter dem Vorsitz ihres Präsidenten Stephan Blättler (SVP) die Überweisung auf, um sie mit Entscheid vom 18. November gänzlich zu untersagen: Die Richter in Bellinzona erklären die Verfügung der Zürcher Staatsanwaltschaft für «nichtig».

Im Entscheid sparen sie nicht mit Kritik an der Schweizer Seite. Das Bundesamt für Justiz, das jederzeit eng in das Riva-Verfahren involviert war, habe «nach letztmaliger Aufforderung» lediglich «eine Auswahl» seiner Akten eingesendet. Inhaltlich sei die Verfügung der Zürcher Staatsanwaltschaft krass mangelhaft. Der von den Beschwerdeführern angezeigte Sachverhalt «wiegt schwer», weswegen sich das Bundesstrafgericht veranlasst sehe, «von Amtes wegen einzugreifen».

Die Richter rügen, die Zürcher Staatsanwälte seien einem «Denkfehler» aufgesessen und hätten einer «Umgehung der geltenden Rechtshilfebestimmungen» Vorschub geleistet. Einen «bedingten/zweckgebundenen Rückzug des Rechtshilfeersuchens» nach dem Verständnis der Zürcher Staatsanwaltschaft «gibt es im Rechtshilfeverfahren nicht». Diese Konstruktion widerspreche «dem Grundgedanken des Rechtshilfeersuchens in Strafsachen».

Zudem trage nach schweizerischen Rechtsstaatsmassstäben der beschlagnehmende Staat eine Verantwortung für die «Werterhaltung» der beschlagnahmten Vermögenswerte. Bei der «verpönten Zwangsanleihe» an Ilva bestehe keine «staatlich garantierte Rückzahlung des

Nennwerts». Es drohe eine «entschädigungslose Enteignung». Überhaupt stütze sich der italienische Überweisungsbefehl «offensichtlich» auf «Gesetzesdekrete und Gesetze», welche «nicht strafrechtlicher Natur» seien. Schon allein aufgrund dieser Tatsache sei die Verfügung wegen «offensichtlich qualifizierter sachlicher Unzuständigkeit» nichtig. Beobachter sehen darin einen Leitentscheid für Rechtshilfefälle: Massgeblich für die Gewährung von Rechtshilfe ist die Beurteilung von Taten nach Schweizer Recht.

Bern stellt sich taub

Die Richter, offenkundig in Fahrt gekommen, erwähnen auch die aufgehobene Beschlagnahme der 8,1 Milliarden Euro durch das italienische Kassationsgericht. «Wenn zuvor noch im ersuchenden Staat selbst durch dessen höchste Gerichtsinstanz bereits eine Beschlagnahme für unzulässig erklärt wurde», erschliesse sich die Missachtung elementarer Grundsätze des Schweizer Rechtshilferechts «selbst unter dem Blickwinkel der internationalen Solidarität nicht». Was den Vorwurf betrifft, das Bundesamt für Justiz habe seine «Aufsichtspflichten nicht wahrgenommen», verweisen die Bellenzer Richter maliziös an den Bundesrat, «an welchen eine allfällige Anzeige zu richten wäre».

Die so gerügten Justizbehörden halten sich bedeckt. Der ansonsten bei Medienanfragen aufgeschlossene Marcel Strassburger, Leiter der Staatsanwaltschaft IB des Kantons Zürich, in dessen Haus die eigentümliche Verfügung entstanden ist, verschanzt sich hinter Bern. Fragen beantworte «ausschliesslich das Bundesamt für Justiz». Und aus dem Departement von Simonetta Sommaruga (SP) kommt die nebulöse Antwort: Es verstehe sich von selbst, dass man «die Einschätzungen und Schlussfolgerungen des Bundesstrafgerichts in verschiedenen Punkten nicht teilt». Spezifische Fragen beantworte man aber nicht, da die Frist für eine Beschwerde ans Bundesgericht erst am 4. Dezember ablaufe.

Der federführende Zürcher Staatsanwalt im Rechtshilfefall Riva, Peter Hünig, ist seit Anfang Oktober beim Bundesamt für Justiz tätig. Seine dortige Zuständigkeit: die Beaufsichtigung von kantonalen Staatsanwaltschaften in Fragen der internationalen Rechtshilfe. Ausgerechnet der Urheber der vom Bundesstrafgericht ungewohnt scharf kritisierten Verfügung beaufsichtigt damit in Zukunft seine Berufskollegen landesweit in ähnlichen Geschäften.

Unternehmensgründer Emilio Riva hat den Zwischensieg des Schweizer Rechtsstaates gegen die Sitten und Gebräuche in Italien nicht mehr erlebt. Er verstarb letztes Jahr, während er – mit Hausarrest belegt – auf das bis heute ausstehende Ergebnis des Strafverfahrens wartete. Sein Bruder Adriano verfolgt die Entwicklungen mit einigem Sicherheitsabstand von Kanada aus.

Gegenrede

Kostenkritik

Von Tim Guldemann — Warum meine Reisen nach Bern nicht so viel kosten werden.

Aufgrund übertriebener Annahmen behauptet die *Weltwoche* der letzten Woche, dass ich dem Bund «zwischen 46 und 66» Reisen von Berlin in die Schweiz in Rechnung stellen könnte. Da ich nur in einer Kommission Einsitz nehme, was von der *Weltwoche* bloss als Möglichkeit erwähnt wurde, wird die Zahl der Reisen deutlich geringer ausfallen. Die jährlich zu erwartenden 25 bis 30 Reisen von Berlin nach Bern und zurück kosten – erfahrungsgemäss bei etwa 250 Franken pro Reise – etwa 7000 Franken. Dazu kommt die in der Verordnung der Bundesversammlung von 2011 vorgesehene Distanzentschädigung von 400 Franken pro Reise, also insgesamt wohl etwa zusätzliche 11 000 Franken. Eine hohe Distanzentschädigung wird auch an jene Ratsmitglieder entrichtet, die aus den entferntesten Orten der Schweiz anreisen.

Der Artikel schreibt die Reisekosten meinem «selbstgewählten Fernleben» zu. Ich habe als Auslandschweizer kandidiert und dabei klar gestellt, dass ich in Berlin wohnhaft bleibe. Über 100 000 Wähler und Wählerinnen haben mich im Kanton Zürich gewählt und für dieses «Fernleben» ein starkes Zeichen gesetzt: Sie wollen einen Auslandschweizer in Bern.

Passives Wahlrecht in Frage gestellt

Generell finde ich es sehr positiv, dass wir in der schweizerischen Öffentlichkeit eine viel höhere Sensibilität gegenüber Ausgaben des Staates haben als in andern Ländern. Wer aber die Kostenkritik gegen die Reisekosten des ersten gewählten Auslandschweizers im Parlament richtet, der stellt implizit das passive Wahlrecht der 750 000 Auslandschweizer und Auslandschweizerinnen in Frage. Die «fünfte Schweiz» kann sich nur aktiv in der Innenpolitik engagieren, wenn deren Vertreter reisen.

Die ökologische Frage finde ich hingegen sehr berechtigt. Ich habe mit der Stiftung Myclimate vereinbart, ihre Bemühungen für den Klimaschutz mit einem privaten jährlichen Beitrag zu unterstützen, der die durch meine Flüge verursachte CO₂-Verpestung um das Vierfache kompensieren kann. Ebenso werde ich mich dafür einsetzen, dass die CO₂-Kompensationsmöglichkeiten bei der Internetbuchung von Flügen besser dargestellt werden.

Tim Guldemann ist ehemaliger Spitzendiplomat. Der Sozialdemokrat sitzt als erster Auslandschweizer im Nationalrat.

Generation haltlos

Sie waren verzogen und arrogant, Müll, Esoterik und Pflastersteine waren ihr Markenzeichen. Die Rede ist von der 80er Bewegung – eine Generation, die man getrost vergessen könnte, hätte sie nicht verheerende Trends gesetzt. *Eine Abrechnung von Alex Baur*

Ist Ihnen das AJZ ein Begriff? Die Opernhauskrawalle? Flanierten Sie auch mal der Zürcher «Riviera» entlang, als sich die Junkies in aller Öffentlichkeit das Wasser aus der Limmat direkt in die Venen spritzten? Haben Sie den damals – wir sprechen von den frühen 1980er Jahren – weltweit bekannten «Needle Park» auf dem Platzspitz aus der Nähe gesehen? Haben Sie mal eine Nacht im besetzten Wohlroth-Areal verbracht? Vielleicht mit einem Stück von Black Flag, Grauzone oder den Einstürzenden Neubauten im Ohr? Marschierten Sie bei den Demos in Kaiseraugst mit?

Nein? Kommt Ihnen das alles fremd vor? Kein Problem, Sie haben nichts verpasst, wirklich nichts. Ich kann es Ihnen aus der eigenen, wenngleich, zu meinem Glück, nur sehr begrenzt Erfahrung versichern: Was vor drei Jahrzehnten die Gemüter erregte und die Zeitungen füllte, war primitiv und sinnlos und wird mutmasslich nicht einmal als Fussnote in die Geschichte eingehen. Wir könnten all diese Orte, Symbole und Ereignisse getrost vergessen, stünden sie nicht für eine Generation, die Spuren hinterlassen hat – die sogenannte 80er Generation. Es ist meine Generation – eine verlorene.

Gewiss, jene, die aktiv an den Opernhauskrawallen, Hausbesetzungen, Heroin-Orgien und Anti-AKW-Demos teilnahmen, sie waren eine kleine Minderheit. Doch diese Minderheit fühlte sich als Avantgarde. Dahinter steckte wohl eine masslose Selbstüberschätzung. Die «Chaoten» waren bloss eine Extremvariante des postmodernen *anything goes*-Zeitgeistes, gleichsam die Spitze des Eisberges, die eine Ahnung vermittelt vom Koloss, der sich unter der Oberfläche verbirgt. Trotzdem prägten sie die kulturelle und politische Agenda massgeblich mit. Die Nachwirkungen sind bis heute spürbar. Die erbärmlichen Hunger-Zombies, um nur ein Beispiel zu nennen, die heute noch als Models über die Laufstege der Haute Couture torkeln, folgen einem Trend, der damals gesetzt wurde.

Nebenwirkungen waren irrelevant

Die geistige und soziale Verwahrlosung jener Generation lässt sich am kulturellen Schaffen aufzeigen. Können Sie mir ein grossartiges Werk aus der Musik, Malerei oder Literatur nennen, das jene Epoche hervorgebracht hätte? Es muss ja nicht gerade Shakespeare, Michelangelo oder Beethoven sein. Aber wenigstens etwas in der Dimension von Dürrenmatt, Warhol oder meinetwegen der Rolling Stones. Mir kommt

kein Name in den Sinn. Elfriede Jelinek etwa, die Literaturnobelpreisträgerin? Der vielfach preisgekrönte Urin-Plastiker Thomas Hirschhorn? Der androgyne David Bowie? Christiane F., die vom Bahnhof Zoo? Frankenstein's Monster war origineller als sie alle zusammen.

Die Stadt Zürich war ein Brennpunkt jener 80er Bewegung in der Schweiz. Diese nannte sich einfach «Bewegung», und das war treffend, weil sich ihr ganzer Sinn im Selbstzweck erfüllte. Die Bewegung war ein lokales Phänomen, doch sie verkörperte den Ungeist einer ganzen Generation. Ob in New York, London, Paris, Amsterdam, Barcelona oder Berlin – zumindest in der nördlichen Hemisphäre herrschte überall in etwa derselbe Mief. Statt Neues zu erschaffen, rezyklierte man Trash. Die 80er Jahre waren eine schrecklich sinnlose Zeit.

Der Kalte Krieg ging seinem Ende zu, das Links-rechts-Schema habe ausgedient, hiess es. Wir waren gegen Krieg, Herrschaft, Konsum, Bürgertum, Konformismus, Ausbeutung und gegen Uniformen. So weit, so banal. «Alternativ» war angesagt. «Alternativ» war eine Art Zauberformel, die erstens so unscharf definiert

So wie man den Abfall zur Kunst erhoben hatte, wurde alles Bewährte zum Kehrlicht deklariert.

war, dass jeder in den Begriff hineinpacken konnte, was er wollte, und die einen zweitens aus ebendiesem Grund von jeglicher ernsthaften Auseinandersetzung befreite. Die Alternative wurde zwar in zahllosen Varianten angedacht und angetestet. Ob die Utopien umsetzbar waren und welche Nebenwirkungen sie zeitigen würden, war irrelevant. Gut gemeint war gut genug, was daraus resultierte, spielte keine Rolle.

Man fühlte sich damals ungemein revolutionär, doch echten Kontroversen wich man konsequent aus. Man propagierte die Basisdemokratie und foutierte sich zugleich um die einfachsten Grundregeln der Demokratie. Die Bewegung lancierte die absurdesten Forderungen. Zum Beispiel: «Freie Sicht aufs Mittelmeer!» Das mag lustig klingen, doch spätestens als die Pflastersteine flogen, wurde klar, dass die Message todernst gemeint war. Und diese Message lautete: «Wir wollen gar nicht diskutieren.»

Nicht mehr als ein plumper rhetorischer Täuschungsversuch war auch der sauglatte Kampfslogan «Macht aus dem Staat Gurkensalat!».



Sinn im Selbstzweck: randalierende Jugendliche

In Wirklichkeit baute die 80er Bewegung sehr wohl auf den Staat. Man mochte ihm zwar nichts geben – man wollte von ihm nur alles bekommen, und zwar gratis und subito. Dass man zum Beispiel auch auf private Initiative hin und mit eigenem Geld eine Hausgemeinschaft oder ein autonomes Jugendzentrum hätte gründen können, kam uns gar nicht erst in den Sinn.

Anstelle des offenen Disputs gab es einen gefühlten Konsens, und der war härter als Stahlbeton. Es ging irgendwie um eine herrschaftsfreie, egalitäre, ökologische Weltgesellschaft, etwa so, wie John Lennon sie in seiner Schnulze «Imagine» entworfen hatte. Wie das genau gehen sollte, war nebulös. Entscheidend war ein diffuses Gefühl, und wer dieses in Frage stellte, war out. Dialektik war nie die Sache dieser denkfaulen und intellektuell unredlichen Ge-



am Sechseläuten in Zürich, 1981.

neration, die sich stets im Ungefähren bewegte. Widersprüche wurden mit Ausgrenzung, Pflastersteinen und Drogen aller Art behoben.

Natürlich war das auch die Zeit der hedonistischen Yuppies, dem Schein nach eine Gegenbewegung. Tatsächlich waren die Neureichen, die den «no future»-Slogan mit Champagner und Kaviar zelebrierten, den Punks zum Verwechseln ähnlich. Es war eine Zeit, in der alle bis dahin gültigen Werte einfach mal pauschal abgelehnt wurden. Familie? Igittigitt. Fleiss und Sorgfalt? Armseliges Strebertum. Solide Leistung und Sicherheit? Spiesserkacke. Eigenverantwortung? Null Bock darauf. So wie man den Abfall zur Kunst erhoben hatte, wurde alles Bewährte zum Kehricht deklariert.

Meine Sozialisierung in dieser Szene fand Ende der 1970er Jahre in Däniken statt, wo je-

weils am schulfreien Samstagnachmittag gegen das AKW Gösgen demonstriert wurde. Ich ging damals ins Gymnasium in Aarau. In Aarau war tote Hose, im nahgelegenen AKW gab es Action. Und vor allem war da auch Marianne, und ich stand auf Marianne. Also marschierte ich mit.

Zustimmung bis in etablierte Kreise

Keiner von uns hatte eine Ahnung, was in einem Atomkraftwerk eigentlich passiert, wie es funktioniert und was daran schlecht sein sollte. Es spielte auch keine Rolle. Man war gegen Atom, weil es irgendwie nach Bombe klang. Als Alternative propagierte man schon damals Wind und Sonne. Dass die Sonne meistens nicht scheint, wenn wir Strom brauchen, und auch der Wind selten so bläst, wie er sollte, und dass man Strom schlecht speichern kann, das alles interessierte

uns schon damals nicht. Die Regeln und Gesetze der Physik kümmerten uns so wenig wie jene der Demokratie. Wir waren die Guten, wir stellten Forderungen, welche die Bösen gefälligst erfüllen sollten. So einfach war das.

Die Scharmützel mit der Polizei gaben uns das Gefühl, für etwas Grosses und Wichtiges zu kämpfen. Tatsächlich waren wir Mitläufer, die feige aus der anonymen Masse heraus agierten und randalierten. Die Wirren der Pubertät mögen vieles in einem milderem Licht erscheinen lassen. Das Besondere an unserem Strassenterror war, dass er, zumindest in der medialen Öffentlichkeit, auf erstaunlich viel Verständnis stiess, bisweilen sogar auf Zustimmung bis weit in etablierte Kreise hinein.

Die Opernhauskrawalle erlebte ich nur ganz am Rande, da mich das Schicksal in den frühen

80er Jahren nach Südamerika verschlug. Dort landete ich schnell und hart auf dem Boden des realen Lebens. Die «moda punk» war zwar längst auch in jener Hemisphäre angelangt, allerdings nur bei der Oberschicht. Gemeint war damit ein Haarschnitt, der in etwa jenen Frisuren entspricht, die bei den Schweizer Bundesrätinnen heute beliebt sind. Die normalen Menschen hatten ganz andere Sorgen.

In Südamerika wurde mir bewusst, wie dekadent meine Generation doch war, wie wenig ich vom Leben wusste. Im Überfluss aufgewachsen, hatten wir nie gelernt, existenziell Notwendiges von vielleicht Wünschbarem zu unterscheiden. Der Strom kam aus der Steckdose, das Essen von der Migros, das Geld vom Bancomaten – und wenn mal eine Quelle versiegt, sorgte das Sozialamt für Nachschub. Verzicht und Eigenverantwortung waren für meine Generation längst Fremdwörter.

Schlechter Abklatsch der 68er

Die allermeisten Erdbewohner leben aber nicht im Überfluss. Sie lernen von klein auf, dass der Mensch von Natur aus ziemlich egoistisch und bisweilen recht bösartig ist; dass man daher sein Territorium besser eingrenzt und seinen Besitz schützt, weil sonst ein anderer kommt und einem alles wegnimmt; dass in schwierigen Zeiten ein Lebenspartner und eine Familie, auf die man sich verlassen kann, von existenzieller Bedeutung sind; dass man vorsorgen muss, auch für die Kinder, ohne die es kein Weiterleben gibt; dass ein Mensch, der seine Herkunft vergisst, verloren ist und keine Zukunft hat.

Ohne diese Auslanderfahrung wäre es mir mutmasslich ergangen wie den meisten meiner bewegten Freunde. Ich wäre vielleicht ein paar Jahre in der Szene herumgezogen, vielleicht hätte ich studiert, vielleicht wäre ich auch auf



Man war gegen Atomkraft, weil es irgendwie nach Bombe klang: Demonstration in Däniken, 1977.

dem Platzspitz gestrandet. Mehr als einer meiner damaligen Freunde hat den Heroin- und Kokain-Boom der 80er und 90er Jahre nicht überlebt. Andere haben den Rank gefunden, einige sogar Karriere gemacht. Dumm war keiner von ihnen, einige sind mir als liebe Freunde erhalten geblieben. Die eine oder andere Utopie wurde im ganz kleinen Rahmen sogar umgesetzt. Ich glaube nicht, dass sie alle unglücklich sind, aber ich weiss, dass die meisten ihr Leben ganz anders gestalten würden, wenn sie nochmals neu anfangen könnten.

Kein einziger meiner Freunde von damals lebt heute in einer intakten Familie mit Kindern und allem, was dazugehört. So grossartig sie ihre sozialen Utopien predigten, so unfähig

waren sie, ihr Leben im Alltag, in guten wie in schlechten Zeiten, mit andern zu teilen. Womit wir beim vielleicht traurigsten Kapitel meiner Generation wären: dem gestörten Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Sofern man hier überhaupt noch von einer Mehrzahl sprechen mag. Die Männer haben sich derart verweiblicht und die Frauen derart vermännlicht, dass man den Unterschied kaum noch wahrnimmt.

Das war das Erste, was mir anlässlich meiner Heimkehr Mitte der 80er Jahre in der Schweiz auffiel: Statt Koketterie und Leidenschaft sah ich weit und breit nur Misstrauen, Verunsicherung und Desinteresse im Umgang zwischen den Geschlechtern. Die «Hodenbädeler», die sich im alternativen Kanzleizentrum trafen, stehen sinnbildlich für die Eunuchen, die meine Generation hervorbrachte. Die Technik galt damals als naturnahe und gendergerechte Verhütungsmethode: Indem sich die Männer ihr bestes Teil im heissen Wasser verbrühten, töteten sie ihre Spermien ab.

Ob die Methode funktioniert, weiss ich nicht. Das Bild der Selbstkastration war für mich abschreckend genug, um mich nicht weiter damit zu befassen. Vielleicht basierte die Verhütung auch darauf, dass es gar keinen Sex mehr gab. Ich kann mir jedenfalls schlecht vorstellen, dass diese Typen mit den weichgekochten Eiern, die auch mal gerne Röcke trugen und zweifellos nur im Sitzen pinkelten, erotisierend auf Frauen wirkten.

Die 1980er Jahre waren generell eine schlechte Zeit für das unbeschwertere Sexualleben und die Fortpflanzung. Unter dem Eindruck der HIV-Epidemie wurde sogar James Bond vorübergehend enthaltsam. Die Damenbeziehungen des feinfühligsten Timothy Dalton erschöpften sich weitgehend im tiefgründigen Schlafzimmerblick, der eher zum Tiefschlaf als zum



Eigenverantwortung? – Null Bock darauf: Drogenszene am Letten, 1994.

Beischlaf animierte. Das freizügige Rumgebumse der 68er war Geschichte. Die 80er Jahre waren eine sterile Zeit.

Jede Generation erklärt die nächste. Ohne den Krieg mit seinen Trümmerfrauen hätte es keine Nachkriegsgeneration gegeben, die in den 50er und 60er Jahren mit Rock 'n' Roll den neuen Wohlstand feierte. Ohne Wirtschaftswunder hätte es die 68er nicht gegeben, die im Überfluss mit neuen Lebens- und Gesellschaftsformen experimentierten. Bekanntlich scheiterte die Woodstock-Generation grossartig. Immerhin hat sie der Nachwelt ein paar künstlerische Werke hinterlassen. Die 80er Bewegung dagegen war nicht mehr als ein schlechter Abklatsch der 68er – eine verlorene Generation, die nichts Genuines erschaffen hat und sich mit dem Abfall vergangener Epochen begnügte.

Die Szene, in der ich mich als Teenager bewegte, lehnte sich stark an den Woodstock-Mythos an. Eigentum und Disziplin waren des Teufels, und wenn ein Nebenbuhler sich an die momentane Freundin heranmachte, lud man diesen zu einem Joint oder zu einem Tässchen Chai ein, statt ihm die Faust zu zeigen (womit man auch das Risiko bannte, selber eins auf die Nuss zu kriegen). Das war natürlich alles bei den Hippies abgekupfert. Doch anders als den

dukt jener Generation. Misst man die Grünen an ihrem Wähleranteil, handelt es sich um eine Randgruppe. Welche Macht diese kleine Minderheit aber entwickeln kann, zeigte sich Ende der 1980er mit dem sogenannten Waldsterben. Bis tief in bürgerliche Kreise hinein herrschte damals die Doktrin, dass der Wald unmittelbar vor seinem Kollaps stehe und die Welt in eine Umweltkatastrophe fast unvorstellbaren Ausmasses schlittere. Wer Zweifel anmeldete, geriet in die soziale und politische Quarantäne.

Entscheidend war, wie die Dinge gemeint waren, wie sie wirklich waren, spielte keine Rolle.

Es kam anders, wie wir bald feststellen mussten. Das Waldsterben war ein medial inszenierter Massenwahn, bei dem die Wissenschaft eine besonders triste Rolle spielte. Doch statt schamvoll in sich zu gehen, entwarfen die grünen Vordenker 1992 am Umweltgipfel in Rio de Janeiro umgehend das nächste apokalyptische Szenarium: die menschengemachte Klimaerwärmung. Bereits 1995 kam es zur ersten Uno-Klimakonferenz in Berlin. Die Lehren, welche die Klimapropheten aus dem Waldsterben zogen, waren

genug», «La Suisse n'existe pas», «Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt» – die vielzitierten Sprüche aus jener Zeit erinnern nicht nur formal an die sauglatten Slogans der 80er Bewegung, sie sind auch inhaltlich durchdrungen von ihrem postmodernen *anything goes*.

Wenn wir die Schweizer Kultur- und Polit-szene heute anschauen, stellen wir fest: So wie die 68er Generation ihre Anliegen im Bildungs- und Sozialbereich weitgehend durchgesetzt hat, scheint auch die der 80er viele ihrer Ziele erreicht zu haben. Die Armee steht vor ihrer Auflösung, die Landesgrenzen wurden faktisch abgeschafft, das Bankgeheimnis ist pulverisiert, sogar den vom Volk mehrmals deutlich verworfenen Atomausstieg hat die Regierung von oben proklamiert. Und das alles konkordant, ohne grossartige Grundsatzdebatten.

Es ist schon erstaunlich: So ziemlich alles, was in diesem Land heilig, existenziell und unverrückbar schien, wurde innerhalb weniger Jahre locker über Bord geworfen. Wenn man sich die pitoyable geistige Grundlage dieser Umwälzungen vor Augen hält, könnte man ins Grübeln geraten.

Ich bin trotzdem optimistisch. Denn ich sehe eine neue, recht selbstbewusste Generation heranwachsen, welche die Welt viel realistischer



„Die Warmherzige...“

Lindt
CONNAISSEURS

...ein ganz individueller Charakter – wie alle 15 Connaisseurs-Pralinés.
Schenken Sie Connaisseurs, die wertvollsten Meisterwerke unserer Maitres Chocolatiers.

68ern fehlte uns der echte Glaube an eine Neuordnung der Welt nach den kommunistischen Idealen, die wir mehr schlecht als recht auf Kosten anderer (meist der Eltern) lebten.

Das weltweite Scheitern des real existierenden Sozialismus etwelcher Ausprägung war in den 1980ern derart offenkundig, dass selbst tief gläubige, orthodoxe Marxisten verstummten. Doch wo der Glaube welkt, blüht die Esoterik. Statt auf etablierte Lehren setzte man nun auf Versatzstücke längst verflossener Kulturen, die jeder nach Bedarf neu erfinden und deuten durfte: Angebliche Weisheiten von Indianerhäuptlingen waren sehr beliebt oder etwa vermeintliche Sentenzen orientalischer Meister – Hauptsache, der Stoff war fremd und nicht überprüfbar. Und über allem stand das rousseausche Prinzip: Die Natur ist gut, der Mensch durch die Zivilisation verdorben.

Es war auch die Zeit, als die Political Correctness erfunden und der Realität übergeordnet wurde. Entscheidend war nur, wie die Dinge gemeint waren, wie sie wirklich waren, spielte keine Rolle. Die Grüne Partei ist ein typisches Pro-

rein strategischer Natur. Indem sie den Weltuntergang fünfzig Jahre in die Zukunft verschoben, umgingen sie die Gefahr, frühzeitig von der Realität widerlegt zu werden.

Das andere politische Markenzeichen meiner Generation war die nationale Selbstverleugnung. Tell, Morgarten, die alte Eidgenossenschaft, Marignano – alles Mumpitz, Lug und Trug. Napoleon wurde zum Gründer einer durch und durch korrupten Schweiz umgedeutet, die ohnehin bald in Europa aufgehen würde wie ein Stück Zucker im Tee. Während in der vormaligen Sowjetunion und in Jugoslawien ein neuer Nationalstaat nach dem anderen geboren wurde, feierten wir unbekümmert das Ende des Nationalstaates.

Hoffnung auf die neue Generation

Direkte Demokratie, Milizarmee, Laienpolitiker und Geschworene galten als Auslaufmodelle. Profis und Fachleute, so glaubte man, würden das unmündige Volk viel besser lenken. Während der 90er Jahre kippten die Selbstzweifel in offenen Selbsthass. «700 Jahre sind

und nüchterner, aber auch kritischer sieht als die meine. Wettbewerb, Leistung, Ordnung, Disziplin und messbare Erfolge haben bei vielen Jungen wieder einen Stellenwert. Aller pädagogischen Gehirnwäsche zum Trotz pfeifen sie auf die Political Correctness und versuchen, die Dinge so zu begreifen, wie sie sind und nicht bloss ihrem Schein nach. Als positiver Einfluss hat das Internet das Meinungs- und Informationsmonopol der etablierten Medien, der Volksschulen und Bildungsinstitute gebrochen.

Zudem sehe ich eine Kleinkunst- und Comedy-Szene aufkeimen, die ausserhalb des zu Tode subventionierten Kulturkuchens mit viel Fantasie und Kreativität das Publikum begeistert. Ehrgeizige Secondos haben neue Ideen, Perspektiven und etwas Kampfgeist in die behäbige Schweiz eingebracht. Die Renaissance der Fussball-Nati, die für ungeahnte patriotische Höhenflüge sorgt, ist ein gutes Omen. Deshalb meine ich: Die 80er Generation soll sich entweder anpassen – oder gleich abtreten und den 68ern ins Altersheim folgen. Sie ist überflüssiger denn je und stört nur noch. ○

Erdogans Traum

Am 24. November hat die Türkei einen russischen Kampffjet abgeschossen. Staatspräsident Recep Erdogan wagt einen Konflikt mit dem mächtigen Russland, weil er imperiale Ansprüche auf Syrien erhebt.

Von Boris Kálnoky

In der Türkei überstürzen sich seit Anfang letzter Woche die Ereignisse. Am Sonntag, 22. November, veröffentlichte ein türkisches Dschihadisten-Portal den Aufruf eines Kommandanten der zu al-Qaida gehörenden Terrormiliz al-Nusra in Syrien: «Helft uns, wir werden angegriffen», so sein Wortlaut. Gemeint waren russische Luftangriffe im Nordwesten des Landes. Einen Tag später veröffentlichte die Zeitung *Yeni Safak*, ein inoffizielles Sprachrohr der türkischen Regierung, ein Interview mit dem Chef einer Gruppe tschetschenischer Extremisten in derselben Region. «Wir alle hier stehen Erdogan zu Diensten», sagte er. «Erdogan ist der Führer der islamischen Welt.» Am nächsten Tag, am 24. November, fielen wieder russische Bomben, nach Angaben Moskaus auf Stellungen ebenjener Tschetschenen. Eines der beiden eingesetzten Flugzeuge vom Typ Su-24 wurde jedoch von der türkischen Luftwaffe abgeschossen, und zwar unter dem Vorwand, es habe sieben Sekunden lang türkischen Luftraum berührt.

Testosteron als Triebfeder

Hatte Recep Tayyip Erdogan, Staatspräsident der Türkei, Führer der islamischen Welt, den Hilferuf von al-Qaida erhört? Berichte in regierungsnahen Medien der Türkei vermitteln zumindest den Eindruck, dass die Betroffenen selbst – die Kämpfer, die Erdogan als ihren Oberbefehlshaber betrachten – es so sehen. Und dass die Regierung es gern sieht, wenn darüber berichtet wird.

Zwar gab der türkische Ministerpräsident Ahmet Davutoglu nach eigenen Angaben den Befehl zum Abschuss. Die meisten Experten jedoch meinen, dass Erdogan die Entscheidung getroffen hatte. Vielleicht schon lange vor dem offenbar sorgfältig vorbereiteten Angriff. Bereits am 6. Oktober hatte er gesagt, die Türkei könne «Verletzungen des türkischen Luftraums durch russische Flugzeuge nicht länger ertragen». Jetzt wird viel gerätselt: Warum provoziert Erdogan einen Konflikt mit dem mächtigen Russland? Die oberflächliche Antwort vieler Kommentatoren ist, dass er eben ein Macho sei – und der russische Staatspräsident Wladimir Putin auch. Testosteron als Triebfeder der Politik. Hitzköpfe am Werk. Man sollte beiden Männern aber zugestehen, dass sie kühl kalkulierte Interessenpolitik betreiben. Ihre Interessen betreffend Syrien sind miteinander unvereinbar. Putin will Syriens Diktator al-Assad an der Macht halten. Erdogan will ihn aus dem Weg räumen.

Erdogans Syrien-Politik befeuert schon seit Jahren ein grosser Traum. «Wir sind bewegt vom Geist, der das Osmanische Reich gründete», sagte er vor genau drei Jahren, im November 2012. Und als die Opposition sein zunehmend intensives Engagement in Syrien kritisierte, war nicht «Frieden schaffen» seine Erklärung. Sondern er sagte: «Wir müssen überall dort hingehen, wo unsere Vorfahren gewesen sind.»

Die Türkei soll demnach wieder die entscheidende Macht werden in all den Gebieten, wo einst die Osmanen herrschten. Also auch in Syrien. Wie brennend aktuell dieser Traum ist, zeigt die Lektüre der staatsnahen türkischen Medien nach dem Abschuss des russischen Flugzeugs. Sie waren voller Interviews mit Befehlshabern islamistischer Milizen in Nordsyrien. Ein Leitmotiv dabei war stets der Spruch: «Wir sind hier alle Osmanen.»

«Hier» – das ist ein Gebiet zwischen dem Euphrat im Norden und Aleppo im Nordwesten Syriens. Nur hier beherrschen nicht Kurden das Grenzgebiet zur Türkei. Über diese Route

versorgen türkische «Hilfskonvois» nach Überzeugung der meisten Sicherheitsexperten eine ganze Reihe von Milizen mit Waffen und sonstigem Material – von al-Nusra bis hin zu turkmenischen Gruppen. Sie, die Turkmenen, waren laut Erdogan ein Grund für den Abschuss des Bombers: Die Türkei könne nicht einfach zusehen, wie ihre Blutsbrüder angegriffen würden.

Aber auch der Islamische Staat ist in der Region präsent. Die Stadt Dscharabulus am Euphrat ist der letzte vom IS kontrollierte Grenzübergang zur Türkei. Ihn zu verlieren, würde die Terrorarmee von jedem Nachschub, auch an Kämpfern aus aller Welt, abschneiden. Erdogan hat Angriffe auf diese Stadt als «rote Linie» bezeichnet, deren Missachtung die Türkei nicht dulden werde. Zuvor hatte man Überlegungen angestellt zu einer von den USA unterstützten kurdischen Offensive dort.

«Ankara erhebt Anspruch darauf, im Norden Syriens die eigentliche Macht zu sein», sagt der in Istanbul lebende Türkei-Experte



Ahnt da ein Mann, wer der Stärkere ist? Erdogan beim Abschreiten der Ehrengarde, 17. November 2015.

Gareth Jenkins. Diesen Anspruch habe die russische Intervention in Frage gestellt. Auf provokative Weise drangen russische Flugzeuge wiederholt in den türkischen Luftraum ein, bombardierten Milizen, die Erdogan als seine Instrumente betrachtet. Das ist wohl der Grund, warum Erdogan zurückzuschlagen beschloss: um den Spielraum der russischen Luftwaffe im Norden Syriens einzuschränken. Um seinen syrischen «Hinterhof» zu schützen.

Falls dies das Ziel war, so ist der Schuss nach hinten losgegangen. Abgesehen von allen russischen Sanktionen – Aufhebung der Visafreiheit für Türken, wirtschaftliche Schikanen –, ist es die türkische Bewegungsfreiheit im Norden Syriens, die als Folge des Angriffs eingeschränkt wurde, nicht die russische. «Erdogan hat sich schwer verrechnet», meint Jenkins.

Russische Flugzeuge greifen nun Konvois aus der Türkei in Nordsyrien an. Diese transportierten Hilfsgüter an die Turkmenen, heisst es in Ankara. Es seien Waffentransporte, heisst es in Moskau. Tatsache ist: Es ist für die Türkei schwieriger geworden, ihre Verbündeten zu versorgen. Die Turkmenen, die Erdogan doch schützen wollte, werden jetzt noch intensiver bombardiert; viele fliehen in die Türkei. Das steht Erdogan nicht gut zu Gesicht.

Russland hat rasch auch modernste Luftabwehrraketen in der Region stationiert. Sie können jeden Ort erreichen, von dem aus türkische Kampfflieger versucht sein könnten, wie-

der etwas zu wagen. Auch in der Türkei. Nicht die russische, sondern die türkische Luftwaffe ist nun in ihren Bewegungen eingeschränkt.

Historische Mission der Osmanen

Auch bei der Nato hat sich Erdogan keine Freunde gemacht, obwohl von dort Lippenbekenntnisse der Unterstützung kommen. Gerade hat man versucht, sich mit Putin über Syrien zu einigen, haben Amerikaner und Russen vereinbart, die Bewegungen ihrer Flugzeuge einander mitzuteilen, um unangenehme Zwischenfälle zu vermeiden. Erdogans Alleingang führt nun zu Anschuldigungen aus Moskau, die USA hätten den Türken die Route der Bomber am 24. November zugespielt. Washington bestreitet das und betont, dass Erdogan allein dasteht: Die Sache sei eine Angelegenheit «nur zwischen Russland und der Türkei».

Ironie des Schicksals: Erdogan befindet sich plötzlich in jener Ecke, in die er vor fünf Jahren Israel hineinmanövriert hat. Israelische Soldaten stoppten damals unter Blutvergiessen eine militante türkische «Hilfsflotte für Gaza». Danach wurde Erdogan nicht müde, eine Entschuldigung und Entschädigungszahlungen an die Opfer zu verlangen. Experten meinten damals, die gemeinsamen Interessen beider Länder seien zu gross, Erdogan werde nach einer Weile Ruhe geben. Dem war nicht so. Man hatte vergessen, dass «Interessen der Türkei» nicht unbedingt auch Interessen Erdogans sind. Dessen Ziel war es aber, mittels einer harten Linie gegen Israel zum Bannerträger der islamischen Welt aufzusteigen. Dabei spielte wieder sein Wille eine Rolle, die historische Mission der Osmanen fortzuführen, die sich ja auch als führende Macht der Muslime gesehen hatten.

Nun sind die Rollen vertauscht. Russland fordert von der Türkei eine Entschuldigung. Und Entschädigungszahlungen an die Familie jenes Piloten, der sich aus dem brennenden Flugzeug retten konnte, aber offenbar von turkmenischen Kämpfern erschossen wurde.

Viele Experten meinen jetzt, wie einst im Streit zwischen der Türkei und Israel, die gemeinsamen Interessen seien zu gross, es werde bald eine Lösung geben. Es sieht vorerst aber nicht danach aus. Eher klingt es so, als wolle Putin Erdogan da treffen, wo es weh tut. Er beschuldigt Erdogans Sohn Bilal, in illegalen Erdölhandel mit dem Islamischen Staat verwickelt zu sein. «Beweist es doch», konterte Erdogan.

Vielleicht ist der russische Geheimdienst ja in der Lage, genau das zu tun. Das wäre für Erdogan innenpolitisch heikel.

«Ich bin traurig darüber», sagt Erdogan inzwischen zum Abschuss des Bombers. Man habe nicht gewusst, dass es ein russisches Flugzeug war. «Ich wünschte, es wäre nicht passiert.» Vielleicht ahnt da ein Mann, der nur die Sprache der Stärke versteht, wer der Stärkere ist.

Terror

Anti-IS-Strategie

Von Pierre Heumann — Ohne Geld wird der Islamische Staat von selbst implodieren.

Nehmen wir den Islamischen Staat (IS) beim Wort: Er will nicht nur islamisch, sondern eben auch ein Staat sein. Er erhebt Anspruch darauf, die Millionen Menschen, die in seinem Gebiet leben, zu kontrollieren. Dafür hat er eine Verwaltung, die Steuern erhebt und soziale Dienste bereitstellt, er hat eine Medienabteilung und eine Armee, die aus Terroristen besteht, welche am Ende des Monats auf ihren Sold warten.

Spätestens seit den Attentaten von Paris ist die Zerstörung dieses Terrorstaates ein prioritäres Ziel für die Regierungen der USA, Russlands, Frankreichs und Grossbritanniens, deren Luftwaffen Ziele des IS angreifen. Wobei sie sich keine Illusionen machen. Ein definitiver Sieg über den IS setzt den Einsatz von Bodentruppen voraus. Doch diese Option kommt derzeit aus guten Gründen für keinen westlichen Politiker in Frage.

Besser ist es, die Schwächen des Islamischen Staates auszunützen. Es gilt zu verhindern, dass er sich als Terror-«Staat» gebärden kann. Das lasse sich erreichen, wenn man ihn von allen Geldquellen abschneidet, schreiben die Anti-Terror-Forscher Eli Berman und Jacob N. Shapiro in «Politico».

Die Einnahmen aus dem (gestohlenen) Erdöl stehen im Kassenbuch des IS ganz oben. Es ergibt deshalb Sinn, die Öl-Infrastruktur aus der Luft anzugreifen, so wie das bereits geschieht. In letzter Zeit ist die Förderkapazität im IS denn auch zurückgegangen, unter anderem weil Ingenieure fehlen, die die Anlagen unterhalten können. Der IS schmuggelt deshalb nur noch relativ kleine Mengen über die Grenze. Zudem kann er seine Ölfässer lediglich zu Discountpreisen verkaufen. Das alles schlägt sich in geringeren Einnahmen nieder.

Beweis der Untauglichkeit

Mit Angriffen auf Ölanlagen allein lässt sich der IS militärisch zwar nicht besiegen. Aber sie können das Kalifat über kurz oder lang in die Knie zwingen. Ohne Geld kann auch ein Dschihadist keinen Staat machen. Er wird zu sehen, wie sein Gebilde implodiert.

Das wäre besser als ein militärischer Sieg über den IS. Denn nach einem Sieg würde die Ideologie weiter Unheil anrichten, junge Menschen verführen sowie als Vorwand für Gewaltanwendung und Terror dienen. Eine Implosion wäre aber auch für seine jetzigen Anhänger und Sympathisanten der ultimative Beweis dafür, dass der IS nichts taugt.



Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können aus jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Webseite.

Artikel
als PDF
verschicken



Unruhe im Königspalast

Sinkende Erdöleinnahmen, der Vormarsch des Islamischen Staats (IS) und ein unerfahrener Prinz gefährden die Stabilität Saudi-Arabiens.

Von Pierre Heumann

Es war einmal ein König. Keiner hatte mehr Öl als er, und deshalb war er unermesslich reich. Er schloss zudem einen Pakt mit den religiösen Fundamentalisten in seinem Reich, die ihm bald schon den Titel «Hüter der heiligen Stätten» verliehen, womit sie Mekka und Medina meinten. Damit war die Macht des Königs auch religiös abgestützt. Bis heute herrschen seine Nachkommen uneingeschränkt und, zumindest bis vor kurzem, unangefochten, umgeben von Prinzen und Imamen.

Jetzt aber droht dem Königshaus Gefahr aus dem innersten Machtzirkel. Es herrsche eine «Unruhe innerhalb der königlichen Familie und in grossen Teilen der Bevölkerung», verriet neulich ein Prinz. Adlige wagen es, den König öffentlich zu kritisieren. Der Prinz, der seinen Namen aus Sicherheitsgründen nicht preisgeben wollte, habe in zwei Briefen sogar die Absetzung von König Salman gefordert, der im Januar den Thron bestiegen hatte. Weil der gesundheitlich angeschlagene Monarch seinen Lieblingssohn Mohammed ibn Salman zum stellvertretenden Kronprinzen ernannt hat, fühlen sich viele Adlige übergangen. «Ist er mit seinen erst dreissig Jahren nicht zu unerfahren für dieses anspruchsvolle Amt?», kritisieren die Frustrierten. Ihr Gelächter ist verständlich: Ohne dass er über einen entsprechenden Leistungsausweis verfügen würde, ist der junge Prinz am königlichen Hof für alle wichtigen Bereiche zuständig, von der Verteidigung des Landes bis zu den dringend nötigen Wirtschaftsreformen.

Üppige Geschenke für das Volk

Der Zoff und die Palastintrigen kommen zu einem äusserst heiklen Zeitpunkt. Das Königreich ist an mehreren Fronten massiv unter Druck, wirtschaftlich, aussenpolitisch, ideologisch und militärisch. Sollte es jetzt zum Machtkampf unter Prinzen kommen, sagen Chronisten, wäre dies eine immense Gefahr für die Stabilität Saudi-Arabiens, eines der engsten Verbündeten des Westens im Mittleren Osten.

Die Öleinnahmen, auf denen der Reichtum der Herrscher beruht, fliessen längst nicht mehr so üppig wie früher. Der Rückgang der Einkünfte aus dem Ölgeschäft ist für die Stabilität des Königshauses dermassen gefährlich, dass eine britische Wirtschaftszeitung diese Woche von einem «Weckruf» für das Königshaus sprach. Wenn der König seine Bürger nicht mehr verwöhnen könne, liege eine Revolte in der Luft, heisst es hinter den dicken Palastmauern. Der Adel stützt seine Herr-



«Weckruf» für das Königshaus: König Salman.



Gelächter: Prinz Mohammed ibn Salman.

schaft zwar auch auf Repression: Wer zum Beispiel die Allmacht des Königs bezweifelt, wird bestraft, und ein engmaschiges Netz von Sicherheitskräften, Sittenpolizisten und Informanten hilft, den königlichen Willen durchzusetzen. Den Gehorsam des Volkes erkaufte sich das Königshaus aber ebenso mit üppigen

Geschenken und lässt sich das immer wieder Milliarden kosten. Der König sorgt für Jobs, zahlt seinen Staatsangestellten hohe Löhne, lässt günstigen Wohnraum erstellen, und er schenkt den Bürgern mitunter auch mal Bares. Jetzt ist hingegen Sparen angesagt, und es ist unklar, ob das Geld weiterhin zur Beschwichtigung der Bevölkerung reicht.

Ausserhalb der Landesgrenzen ist es für Saudi-Arabien ebenfalls brennig. In vier Staaten, die einst souverän waren, hat sich das selbsternannte Kalifat ausgebreitet: in Libyen, im Irak, in Syrien und auch unmittelbar vor der Haustüre Saudi-Arabiens, im Jemen, wo der junge Kronprinz gegen einen iranischen Statthalter, die Huthis, einen verlustreichen und teuren Krieg führt. Zudem hat sich der Islamische Staat in kurzer Zeit zum Machtfaktor aufgeschwungen, mit dem zu rechnen ist. Das Kalifat erhebt für sich nämlich den Anspruch, alleiniger Vertreter des richtigen Islam zu sein. Den Titel Saudi-Arabiens «Hüter der heiligen Stätten» will der Islamische Staat nicht akzeptieren. Zwar könnte man Saudi-Arabien – wie das Kalifat von al-Baghdadi – ebenfalls als Islamischen Staat apostrophieren. Beide richten sich an Schriften der Wahhabiten aus, die die Worte des Propheten zum Nennwert nehmen und keine Interpretationen akzeptieren. Im Gegensatz zum Kalifat macht Saudi-Arabien aber zwei wichtige Abstriche an der ur-islamischen Strategie. Das Königreich lehnt die Zusammenarbeit mit dem Westen nicht ab, und es akzeptiert die Existenz sowie die Souveränität anderer Staaten.

Der umworbene Widersacher

Zoff im Königshaus, leere Kassen, Vormarsch des IS: So geschwächt, wie das Königshaus derzeit ist, ist es unsicher, ob es ein Hort der Stabilität bleibt. Zumal auch im syrischen Bürgerkrieg Riad, einst wichtige Stimme im nahöstlichen Machtgefüge, schlechte Karten hat. Zusammen mit anderen Golfstaaten finanziert Saudi-Arabien militante Gruppen, die gegen Syriens Herrscher Baschar al-Assad kämpfen. Doch spätestens seit Russland Assad militärisch beisteht, sieht es nicht nach einer Niederlage Assads aus. Und das Kalkül, den Iran zu schwächen, indem man den iranischen Verbündeten Assad besiegt, wird kaum aufgehen. Denn seit dem Atom-Deal ist ausgerechnet Saudi-Arabiens grosser Widersacher, der Iran, wieder ein willkommenes und umworbenes Gegenüber des Westens. ○

Mein Syrien

Als ich meine Heimat 1962 für ein Studium in Frankfurt verliess, war Damaskus eine Wohlstandsoase, zu der ein Kurden- und ein Christenviertel gehörten. Nach dem Putsch 1970 ersetzte der Assad-Clan die ganze Oberschicht durch Aleviten. Wer das nicht versteht, kann den Krieg nicht begreifen. *Von Bassam Tibi*

Der Krieg in Syrien ist kein Kampf unter Bürgern. Dort wird täglich von religiös-sektierischen Kollektiven gegenseitig Gewalt aufeinander ausgeübt. Daher ist die Verwendung des Begriffs Bürgerkrieg unzutreffend. Im 19. Jahrhundert gehörte mein Heimatland Syrien zum Osmanischen Reich. Gegen Ende jenes Jahrhunderts begann das Land sich zu verselbständigen. In Syrien wurde die Geburt der von Christen und Muslimen getragenen Nahost-Renaissance eingeleitet. Ich beschrieb diesen Prozess in meinem Buch «Vom Gottesreich zum Nationalstaat».

Heute ist Syrien wegen des lang anhaltenden blutigen Konflikts, der das Land ethnisch wie religiös fragmentiert hat, eine Kriegeruine. Weder US-Präsident Barack Obama noch die Bundeskanzlerin des wichtigsten EU-Landes, Angela Merkel, scheinen zu verstehen, was sich in Syrien seit 2011 ereignet hat. Diese Politiker wirken wie *terribles simplificateurs*, wenn sie die Lösung der globalen Flüchtlingskrise in einer externen Einmischung in den Syrienkonflikt sehen. In Syrien und Libyen, die beide Ausgangspunkte der Völkerwanderungen nach Europa sind, existieren keine staatlichen Instanzen mehr, die Autorität über das Territorium ausüben können. In Syrien kämpft die sunnitische Mehrheit der Bevölkerung (zirka 75 Prozent), die in viele Fraktionen gespalten ist, gegen die schiitisch-alevitische Diktatur des Assad-Clans. Die alevitische Minderheit (zirka 11 Prozent) beherrscht seit 1970 die gesamte Ressourcenverteilung. Im ebenso zerrütteten Libyen gibt es zwei Regierungen, von denen keine ein grosses Gebiet kontrollieren kann. Anders als Syrien besteht Libyen nicht aus einem Volk, sondern aus Dutzenden von Stämmen, von denen heute jeder über eine bewaffnete Miliz verfügt.

Masseneinwanderung der Aleviten

Entgegen den Simplifikationen durch die USA und die EU möchte ich die Komplexität der Kriegslage in Syrien veranschaulichen. Wie bereits festgestellt, ist «Bürgerkrieg» als Bezeichnung für die innersyrische Gewalt ein falscher Begriff, da es nicht Bürger, sondern die ethnisch-religiösen Kollektive sind, die gegeneinander kämpfen. Auf dieser Grundlage stelle ich die Prognose, dass in Syrien und Libyen *protracted conflicts* wüten – langwierige Konflikte, die schwer zu schlichten sind. Zu einer möglichen Lösung gehört es, die lokale und die regionale Dynamik in den Griff zu bekommen. Die Bom-

bardierung durch die USA und Russland wird eher dazu beitragen, sie noch zu verstärken. Auch die EU beweist im Syrienkonflikt ihre Unfähigkeit. Sie kann strenge Regulierungen für Bagatellen erlassen, für neue Beleuchtungsmittel und Staubsauger, versagt aber, wenn es um Konzepte in der Aussen-, Sicherheits- und Finanzpolitik geht. Für die Regulierung der Massenmigration verfügt die EU über kaum mehr als hohle Sprüche wie Merkels «Wir schaffen das». Für das Verständnis der Komplexität ist wichtig, zu begreifen, wie es zum Staatszerfall gekommen ist.

Syrien ist meine Heimat. Ich gehöre zu den Damaszener Banu-al-Tibi-Notabeln, aus denen nach der autoritativen Stadtgeschichte von Mohammed T. al-Husni ab dem 13. Jahrhundert die führenden Kadis und Muftis der Stadt rekrutiert wurden. Dies sind die höchsten Ämter im sunnitischen Islam. Als ich Damaskus im Oktober 1962 für ein Studium in Frankfurt verliess, hatte Syrien drei, vier Millionen Einwohner, von denen rund 700 000 in Damaskus leb-

Die Muchabarat-Agenten agierten so grausam wie die Nazischergen und KGB-Mörder.

ten. Die Hauptstadt war eine Wohlstandsoase, zu der ein Kurden- und ein Christenviertel gehörten. Bis zum Beginn des Arabischen Frühlings wuchs Syriens Bevölkerung auf dreissig Millionen an. Damaskus wurde eine Millionenstadt mit Slums und einer neuen Oberschicht, die sich aus der Zuwanderung nordsyrischer alevitischer Bauern speiste. Seit dem Putsch von 1970 sind die alevitischen Armeeeoffiziere nicht nur die Herrscher, sie haben auch den Platz des sunnitischen Grossbürgertums von Damaskus und Aleppo eingenommen.

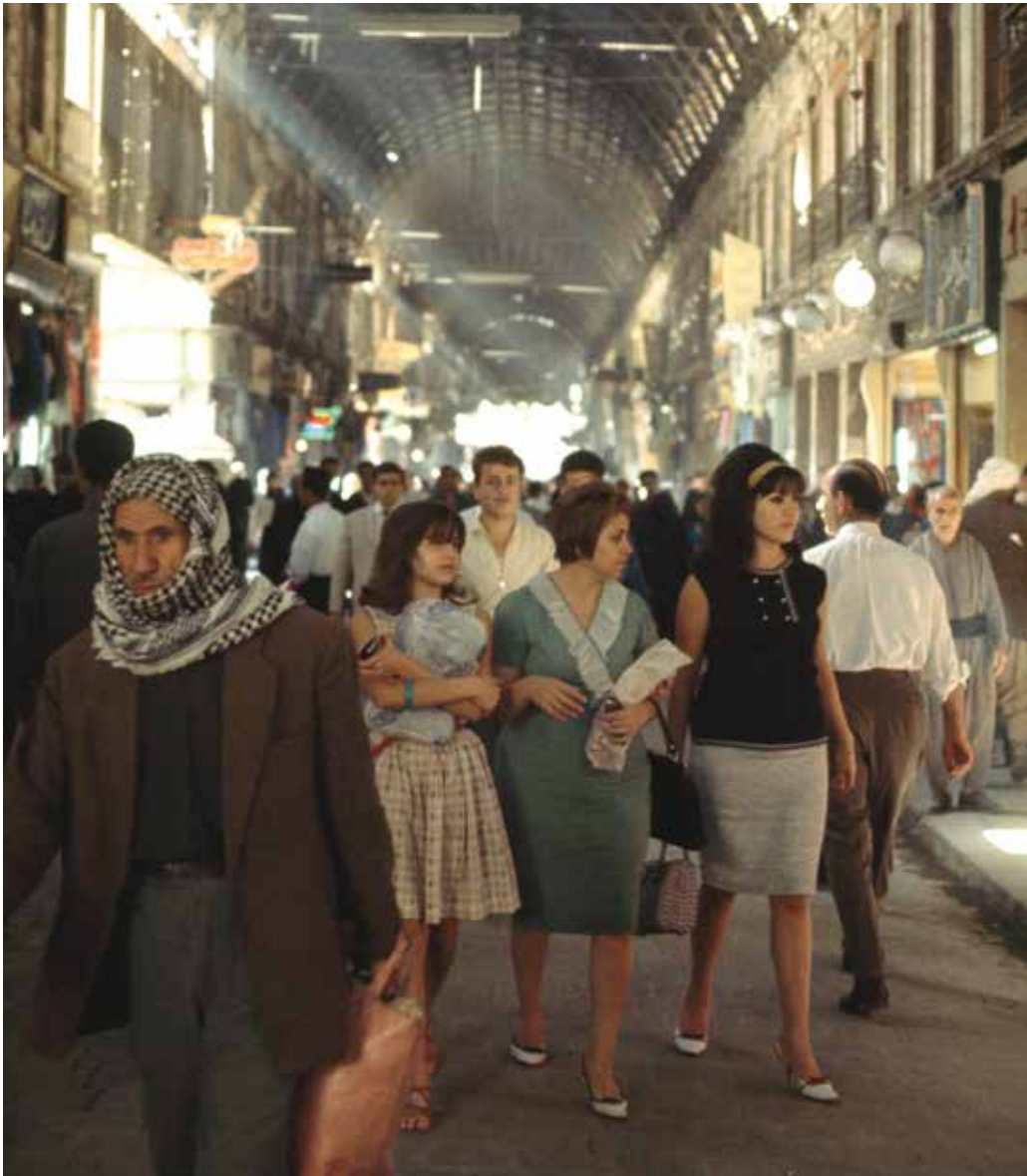
Der innere Friede in den Jahren nach Erlangung der Unabhängigkeit von der französischen Kolonialmacht 1945/46 fusste auf einem funktionierenden Gemeinwesen. Die Sunniten (zirka 75 Prozent) lebten in Frieden mit den Christen (zirka 8 Prozent), Kurden (zirka 5 Prozent), Aleviten (zirka 11 Prozent) sowie Drusen, Armeniern, Assyern. Ich habe dies in Damaskus intensiv miterlebt. Selber ein sunnitisch-hanafitischer Araber, hatte ich in meiner Schule Christen, Kurden und Armenier als enge Freunde. Aleviten gab es damals in Damaskus keine. Sie lebten in Dörfern im Norden des Landes.

Damals schickten die bürgerlichen Familien der Grossstädte ihre Kinder zum Studium an europäische und US-Universitäten. Der grösste Andrang an die Offiziersschulen rührte von den Aleviten. Einer dieser Aleviten war Hafis al-Assad, der in den Jahren seiner Diktatur (1970–2000) Syrien total veränderte, indem er die Bevölkerung in verfeindete Ethnien und Sekten fragmentierte. Ich nenne diesen Prozess Alevitisierung des syrischen Staates. Zwischen 1970, dem Jahr des Assad-Putschs, und 2011, dem Ausbruch des Arabischen Frühlings wurde der gesamte Staatsapparat alevitisiert. Vor allem in den Streitkräften wurden die Führungspositionen von Aleviten besetzt.

Eine Aussöhnung ist ausgeschlossen

Aleviten sind eine schiitische Sekte. Wer das nicht weiss, kann nicht verstehen, dass alevitische Militärpiloten Tausende von sunnitischen Zivilisten bombardieren und ermorden. An zweiter Stelle steht der Nachrichtendienst (Muchabarat), der teils von Stasi-DDR-Offizieren ausgebildet worden ist. Muchabarat-Agenten agierten so grausam wie die Nazischergen und KGB-Mörder. Töchter aus sunnitischen Familien waren Freiwill, sie wurden von diesen Verbrechern vergewaltigt. Nur Menschen aus dem Orient können verstehen, welche Demütigung dies für eine Familie darstellt.

Nach 31 Jahren alevitisch-schiitischer Terrorherrschaft erreichte 2011 der Arabische Frühling Syrien. Ich hatte kaum an ein solches Wunder geglaubt. Anfangs gab es friedliche Demonstrationen mit dem Aufruf «Ash-shab yurid isqat an-Nizam» («Das Volk möchte den Sturz des Regimes»). Die Antwort des Alevitenstaates erfolgte per Artillerie und Luftwaffe, mittels Giftgas und Napalm. Der junge Assad nahm sich das Eingreifen seines Vaters in Hama 1982 zum Vorbild: In einer Nacht ermordeten die alevitischen Truppen damals 30 000 Sunniten, um deren Aufstand zu beenden. 2011 ging es indes nicht so einfach. Heute kontrollieren die Aleviten nur noch knapp ein Drittel des Landes. Der Blutzoll: zirka eine halbe Million Tote – sowie zwölf Millionen Sunniten, Kurden und Christen auf der Flucht. Die Gräueltaten sind gleichermassen von beiden Seiten verübt worden – mir liegt es fern, die syrischen Sunnis freizusprechen. Unter den Todesopfern sind 70 000 Aleviten. Jeder Lösungsprozess muss von der Tatsache ausgehen, dass Sunnis und Aleviten nicht mehr zusammenleben können. Eine Versöhnung ist wünschenswert, aber sie



Sunniten lebten in Frieden mit Christen, Kurden, Aleviten: Damaszener Strassenszene, 1965.

ist unter diesen Bedingungen ausgeschlossen. Das Problem ist nicht nur der Assad-Clan, sondern vorrangig die alevitische Minderheitenherrschaft insgesamt. Allein, die Entfernung des Diktators Assad ist keine Lösung. Aber auch die Ablösung des Alevitenstaats durch einen sunnitischen Scharia-Staat ist keine Lösung.

Die regionale Komponente des Konflikts ist die folgende: Im westlichen Nachbarland Libanon kämpfen schiitische Hisbollah-Milizen als Sunnitenkiller an der Seite der syrischen Alevitenarmee. Im Norden befindet sich ein vorwiegend sunnitisch-islamistisches Land, die Türkei, das von einer sunnitisch-islamistischen Partei, der AKP, autoritär regiert wird. Im Osten stehen zwei schiitisch beherrschte Staaten, der Irak und der Iran, auf der Seite der Alevitendiktatur. Der Iran unterstützt Assad auf allen Ebenen. Die sunnitischen Akteure Saudi-Arabien und Katar sind fernab gelegen, aber beide wirken als Verbündete der Sunniten gegen den Iran und die alevitische Diktatur. Diese regionalen Akteure verkomplizieren die lokale ethnisch-religiöse Fragmentation Syriens. Damit wird jede Konfliktlösung weiter erschwert.

Seit dem Aufstieg des Islamischen Staats (IS) scheint nicht mehr Assad der Täter zu sein, sondern nur noch die Dschihadisten. Trotz Neubelebung des Kalten Kriegs bombardieren die USA und Russland gemeinsam vermeintliche IS-Basen. Und was tut die EU? Ihre Aussenminister, die im Nahen Osten eine islamisch-türkisch-saudische Annäherung auf den Weg zu bringen versuchen, reisen im festen Glauben umher, der Konflikt lasse sich durch ihre Aktivitäten lösen. Das bringt uns auf die dritte Ebene: die der Weltpolitik. Die USA bombardieren Syrien ohne Erfolg. Der IS wird nicht geschwächt, vielmehr wird der antiamerikanischen Mobilisierung zugeordnet. Die EU ist durch den Zustrom von Flüchtlingen aus der Kriegsregion in Mitleidenschaft gezogen, ohne dass EU-Politiker überhaupt verstehen, was dort vor sich geht. Einzig Russland, das seit kurzem ebenfalls Syrien bombardiert, kann einen Erfolg vorweisen. Für Putin geht es nicht um Assad, sondern um die Anerkennung als Akteur in Nahost und um die Schwächung Europas, nicht zuletzt, um von der Ukraine-Krise abzulenken. Die nicht besonders kompetent agie-

rende Bundeskanzlerin hat die harte Linie gegen Russland in der naiven Illusion aufgegeben, dass die EU im Dialog mit Putin und seinem Verbündeten Assad eine Lösung für den höchst komplexen Konflikt von aussen aufzwingen kann. Das einzige Motiv der Kanzlerin ist, eine Lösung für die globale Flüchtlingskrise zu finden, die sie selbst mit unverantwortlichen Sprüchen ausgelöst hat.

Als der Arabische Frühling, der am Beginn dieser Krise stand, ausbrach, jubelten europäische Politiker einer vermeintlichen Demokratisierung der Region zu. Stattdessen trat ein Staatszerfall ein, auf den eine millionenstarke Völkerwanderung nach Europa folgte. Keiner dieser Politiker ahnte, dass im Nahen Osten alle Voraussetzungen für eine Demokratisierung fehlten. Dies gilt vor allem für Syrien und Libyen, also für die zwei Länder, von denen aus die von kriminellen Schleuserbanden und Islamisten organisierte illegale Massmigration nach Europa generiert wird. Dann wurde das alte Märchen von der Demokratisierung in Nahost abgelöst von einem neuen Märchen – jenem, dass gemäss der Merkel-Parole eine millionenstarke Zuwanderung von Sozialhilfempfangern bewältigt werden kann. Nun folgt das nächste Märchen: Deutschland und die USA wollen die Ursachen an den Wurzeln packen, also die Instabilität in Syrien und Libyen beenden, um somit die Massenzuwanderung in den Griff zu bekommen.

Krieg aller gegen alle

In seinem berühmten Essay «Politik als Beruf» schreibt der grosse Soziologe Max Weber, dass ein erfolgreicher Politiker drei Grundvoraussetzungen erfüllen muss: «Leidenschaft – Verantwortungsgefühl – Augenmass». Weber beeilt sich, hinzuzufügen, dass unter «Leidenschaft» keine Sentimentalitäten zu verstehen seien, sondern vielmehr die Notwendigkeit, den «Dienst an einer Sache, auch die Verantwortlichkeit gegenüber ebendieser Sache zum entscheidenden Leitstern des Handelns» zu erheben. Nach Weber bedarf dies «des Augenmasses, der Fähigkeit, die Realitäten mit innerer Sammlung und Ruhe auf sich wirken zu lassen». All diese drei Voraussetzungen vermissemich bei der Syrien-Politik Merkels wie auch anderer EU-Politiker. Sie glauben mangels Leidenschaft, Verantwortungsgefühl, Augenmass, die Ursachen des Syrienkonfliktes durch Nahostreisen, Telefonate und eintägige Konferenzen von aussen lösen zu können.

In Syrien findet sozusagen der hobbessche *bellum omnium contra omnes* statt – der Krieg aller gegen alle. Einfache Lösungsvorschläge beweisen nur eines: die Naivität ihrer Urheber.

Bassam Tibi ist ein deutscher Politikwissenschaftler und Buchautor syrischer Herkunft. Von 1973 bis 2009 war er Professor für Internationale Beziehungen an der Georg-August-Universität Göttingen. Er gilt als gefragter Experte für die arabische Welt und den politischen Islam.

Ratgeber, auf die Sie sich verlassen können

Beobachter

beobachter.ch



Unsere Buchempfehlungen für Sie!

Geschenke, die das Leben leichter machen



Ganz mein Stil



Schönste Schweiz



Der Schweizer Business-Knigge



Der kleine Schweizer Hausarzt



Ich mache mich selbstständig

**orell
füssli**

Thalia.ch

Rössli

STAUFFACHER
DIE WEIT DER
BÜCHER & MULTIMEDIA

ZAP*
Bücher
Büro
Papiere

books.ch

buch.ch

Kulturfremdes Proletariat

Von Thilo Sarrazin — Wenn Berlin den Familiennachzug nicht einschränkt, werden aus einer Million Asylbewerbern in wenigen Jahren fünf Millionen. Wohin das führen kann, sieht man an den französischen Banlieues.



Monatelang strömten täglich 8000 bis 10000 Flüchtlinge und illegale Einwanderer über deutsche Grenzen. Bis Mitte November wurden eine Million Asylbewerber registriert. Das zuständige Bundesamt hat aber in diesem Jahr bis Oktober wegen Überlastung nur 330 000 Erstanträge angenommen und von ihnen lediglich 200 000 Anträge beschieden, davon 60 Prozent negativ. Der Bearbeitungsstau ist also ungeheuer. Von den Abgelehnten dürfen die meisten trotzdem bleiben, denn die Zahl der Abschiebungen ist minimal und beläuft sich in diesem Jahr nur auf zirka 15 000.

Rechtzeitig zum ersten Advent gab es nun gute Nachrichten: Mazedonien lässt nur noch Syrer, Iraker und Afghanen durch, die Zahl der täglichen Neuankünfte sank auf knapp 2000. Die Hoffnung auf eine Weihnachtsruhe beim Migrantenstrom breitet sich aus. Immer routinierter werden die Verfahren zur Registrierung und regionalen Verteilung der Asylbewerber. Die Hersteller von Behelfsunterkünften erfahren einen Boom. In Berlin wird sogar das alte Tempelhofer Flugfeld für die Aufstellung solcher Unterkünfte zur Verfügung gestellt. Nein, unbehaute und frierende Asylbewerber wird es zu Weihnachten 2015 in Deutschland nicht geben. Das immerhin hat die deutsche Verwaltung geschafft.

Aber wir wissen weiterhin nicht genau, wer da gekommen ist – ausser, dass die meisten junge Männer sind, viele keinen Ausweis haben, nur wenige Englisch können oder eine in Deutschland brauchbare berufliche Bildung haben. Nach neuen Umfragen halten die Unternehmen die Neuankömmlinge nur als Hilfsarbeiter für einsatzfähig, 60 Prozent erklären aber, dass sie keine Hilfsarbeiter brauchen.

Weiterhin will niemand von Obergrenzen für Asylbewerber sprechen. Das Wort Kontingent wird jetzt immerhin schon mal in den Mund genommen. Wie ein Mantra trägt die Bundesregierung die Forderung nach einer «europäischen Lösung» vor sich her. Aber spätestens seit den Terroranschlägen in Paris ist die Aussicht auf einen europäischen Verteilungsmodus in ganz nebelhafte Ferne gerückt. Frankreich hat seine Grenzen auf unabsehbare Zeit für weitere Einwanderung geschlossen. In Italien oder Griechenland möchte sowieso kein Asyl-

bewerber bleiben. Schweden hat erklärt, die Grenze der Belastungsfähigkeit erreicht zu haben, Osteuropascheidet gänzlich aus, so bleiben Österreich und Deutschland.

Angela Merkel sagte im Bundestag, eine «solidarische Verteilung von Flüchtlingen» auf die Mitgliedstaaten der EU sei nicht «irgendeine Petitesse, sondern berührt die Frage, ob der Schengen-Raum auf Dauer aufrechterhalten werden kann». Die grosse Türöffnerin und Hüterin der «Willkommenskultur» beginnt öffentlich erkennbar damit, an einer Hintertür zu zimmern, durch die sie das Gefängnis ihrer Festlegungen nach Bedarf verlassen kann.



Lebenslüge Europas: Flüchtlingsdemo, Mazedonien.

Eine «Drohung» sei das natürlich nicht, nur eine «Sorge». Ihre Aussage, dass Mauern und Zäune keine Lösung seien, wiederholte sie nicht. Niemand weiss, wie es weitergehen soll.

— In der grossen Koalition gelingt es offenbar nicht, schärfere Regeln zum Familiennachzug durchzusetzen. Wenn eine Million Asylbewerber bleiben dürfen, werden daraus schon auf diesem Wege – durch Kettenwanderung und natürliche Fruchtbarkeit – in einigen Jahren fünf Millionen. Kommen im nächsten Jahr 500 000, so werden daraus irgendwann 2,5 Millionen et cetera. So entstehen im Nu sehr grosse Zahlen am unteren Rand der

Gesellschaft, ein wachsendes kulturfremdes Proletariat.

— Wohin das führen kann, sieht man an den französischen Banlieues. Dort wächst eine Fremdheit heran, die sich in Feindseligkeit gegen die aufnehmende Gesellschaft wendet. Es ist die gegenwärtige Lebenslüge Frankreichs und ganz Europas, dass der Terrorismus allein ein Produkt des IS sei. Er ist auch ein perverser Lebensausdruck der gescheiterten muslimischen Jugend in Europa.

— Immerhin nimmt so die Einsicht zu, dass aus gläubigen Muslimen nicht automatisch säkulare Europäer werden, sondern dass der Zusammenprall der Kulturen mit noch grösserer Wahrscheinlichkeit in wachsenden Fundamentalismus führt. Der Parteivorsitzende der Grünen, Cem Özdemir, wies in diesen Tagen mit bemerkenswerter Offenheit darauf hin, dass die europäischen Muslime aus dem Zugriff der fundamentalistischen Strömungen in ihren Heimatländern gelöst werden müssen. Aber auch er weiss offenbar nicht, wie das geschehen soll. In einer freien Gesellschaft dürfen auch Salafisten für ihren Glauben werben. Man wird auch nicht verbieten können, dass die Türkei Imame in Deutschland bezahlt und Saudi-Arabien Moscheen in Deutschland unterstützt.

Schengen wird nicht mit einem Knall zerplatzen, es wird einen stillen Tod auf Raten sterben. Das hat bereits begonnen:

— Die Hoffnung, man könne sich auf einen Verteilungsmodus für Asylbewerber einigen, hat sich als Illusion erwiesen.

— Ebenso die Erwartung, die Griechen oder Italiener könnten die Aussengrenzen Europas wirksam schützen oder würden dies auch nur wollen.

— In den nächsten Wochen wird die Hoffnung sterben, man könne die Türkei zum Wächter der europäischen Grenzen machen.

Was tun, wenn im Frühling 2016 die Migrantenströme wieder zunehmen:

— Wird man dann einen Zaun an der deutschen Grenze zu Österreich gebaut haben? Wohl kaum.

— Wird man die Bundeswehr zum Schutz der Grenze einsetzen? Vielleicht.

— Wird man zulassen, dass militärische Gewalt gegen Grenzverletzer eingesetzt wird? Sehr unwahrscheinlich.

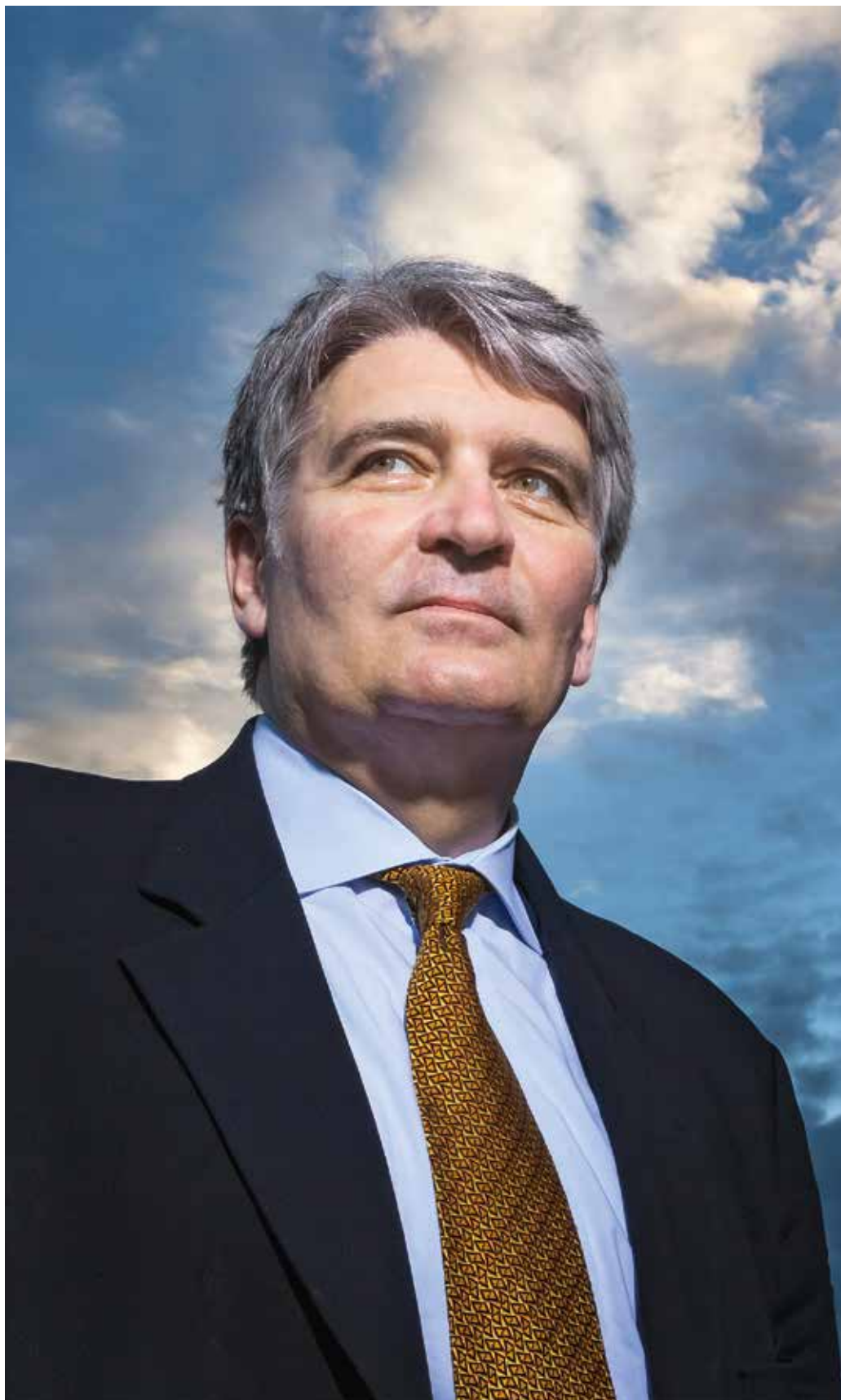
Es ist schon etwas pervers: Die Bundeswehr soll im vom Bürgerkrieg zerrissenen Mali auf Friedensmission gehen, sie soll Aufklärungsflüge in Libyen fliegen, sie bildet kurdische Kämpfer im Irak aus. Nur die Grenzen des eigenen Landes verteidigen, das soll sie offenbar nicht. Dafür – und nur dafür – wurde sie aber einst geschaffen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Das Auge des Grossen Bruders

Ich war Direktor bei der UBS. Plötzlich sass ich mit Schwerverbrechern in einem hoffnungslos überfüllten italienischen Gefängnis. Ein Jahr später wurde ich in den USA einstimmig freigesprochen.

Ein Erfahrungsbericht von Raoul Weil



«Ich wollte endlich meine verfluchte Fussfessel loswerden»: ehemaliger UBS-Banker Weil.

Wie hatte der in die *infermeria* strafversetzte Marco beim Abschied doch gesagt? Ich sei ein Glückspilz, auf die permanente Abteilung zu kommen. Nun, meine Gefühle waren gemischt, wusste ich inzwischen doch, dass die Verwaltung in der permanenten Abteilung nur die Vergewaltigten und die Araber separierte und der ganze Rest der Untersuchungshäftlinge, also auch die Mörder, erst nach einer gerichtlichen Verurteilung in den Langzeit-Strafvollzug kam. [...]

Kein Wunder, überlegt sich die italienische Politik für ihre Gefangenen immer wieder Amnestien. Als eine solche während meiner Zeit in der *galera* in den Nachrichten angekündigt wurde, ging erst ein Raunen, dann ein riesiger Applaus durch die Gänge. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Strafanstalt in Bologna, Italien, November 2013:

Vor Zelle 14, der hintersten auf dem Korridor, gleich rechts neben der Gemeinschaftsdusche, machten die beiden Aufseher, die mich «begleiteten», halt. Nachdem sie mich in die Zelle geschoben und die Gittertür hinter mir verschlossen hatten, stand ich Francesco, einem professionellen Drogendealer, und seinem Halbbruder Filippo gegenüber. Die beiden begrüßten mich nett und – mit Namen. Offensichtlich hatte man ihnen bereits gesagt, dass der Schweizer, dessen Gesicht zur besten Sendezeit immer wieder über die Mattscheibe flimmerte, ihrer Zelle zugeteilt werden würde.

Francesco war Anfang dreissig und etwas über einsiebzig gross. Er hatte stattliche Muskeln, kurzgeschorene braune Haare und eine Lücke im Gebiss; der rechte Schneidezahn fehlte ihm. Seine Augen zuckten nervös.

Filippo, Anfang zwanzig, war etwas grösser als sein Halbbruder. Sein Haupt war kahlgeschoren, und er hatte schöne graue Augen und einen leichten Bauchansatz.

Sicht auf den Innenhof

Der Ältere hatte ganz offensichtlich das Sagen hier. Er wies mir mit dem Zeigfinger die untere Matratze im Etagenbett zu. Mit Grund: Vom Bett im «Untergeschoss», das wusste ich ja bereits von der *infermeria* her, hatte man keinen direkten Blick auf den Fernseher über der Zellentür. Zum Fernsehen musste ich also immer die beiden Hocker neben mein Bett stellen und die Schaumgummimaträtze darüberlegen.

«Filippo, hilf ihm, sein Bett richtig zu beziehen!», befahl nun Francesco und wandte sich mir zu: «Du kannst fürs Erste Bettbezüge von mir ausleihen. Die wurden von meiner Frau gewaschen. Richtig mit der Maschine und so. Diejenigen vom Gefängnis kannst du rauchen!»

Ich bedankte mich.

Filippo spannte das Laken und band es mit einem Knoten auf der Unterseite der Matratze fest.

«Es ist zu lang.»

«Dann schieb gefälligst einen Papierknäuel in den Knoten und spanne nach, *porca miseria!*»

Ein schmales Knastbett mit einem Fixleintuch von 200 mal 200 Zentimetern optimal zu beziehen, ist gar nicht so einfach.

«Raoul, ich leihe dir eine meiner weichen Decken, bis du dir von draussen eine eigene organisieren kannst. Die miefende Gefängnisdecke, die sie dir gegeben haben, muss weg, die verstaubt uns bloss unser gemütliches *appartamento!*»

Für einen Verbrecher kam er überraschend freundlich rüber, der Francesco. Das mit der Gemütlichkeit sah ich allerdings etwas anders als er. Unsere Dreierzelle war für mich ziemlich exakt dieselbe wie auf der *infermeria*. 4,5 auf 2,5 Meter klein, mit einem zweistöckigen Etagenbett, einer Einzelpritsche, drei Wandschränken, einem Tischchen mit zwei Hockern. Eine mit einer dünnen Sperrholztür abgetrennte Toilette. Ein Lavabo mit fliessend kaltem Wasser. Ein vergittertes Fenster mit Sicht auf einen kargen Innenhof, das zusätzlich mit einem feinmaschigen Netz aus Stahldraht gesichert wurde. Und über der Zellentür – hinter einer Plexiglasscheibe – befand sich das Herzstück, der Fernseher. Zwischen den Betten und all den Möbeln blieb kaum Luft – die besten Voraussetzungen, um klaustrophobisch zu werden. Ich weiss, ich wiederhole mich.

«Dann schieb gefälligst einen Papierknäuel in den Knoten und spanne nach, *porca miseria!*»

Einen Unterschied zur *infermeria* sah ich dann aber doch: Auf dem Tischchen standen, neben einem grossen, verbeulten eisernen Kochtopf und einer dieser typischen italienischen Mokkakannen aus Aluminium, zwei kleine Campingkocher. Offenbar konnten die Häftlinge hier tatsächlich selber kochen. Ein weiterer grosser Unterschied zur Aufnahmestation war die sogenannte *piazza*. Zwischen 16 und 17.30 Uhr blieben die Zellentüren offen, und so konnten sich die Häftlinge auf dem sechzig Meter langen Korridor frei bewegen, in typisch italienischer Kleinstadtmanier auf und ab schlendern, mit den «Kollegen» einen Schwatz halten oder sich in ihren Zellen gegenseitig besuchen.

Die beiden Hofgänge fanden auch hier von 9.00 bis 11.25 Uhr und von 13.30 bis 15.25 Uhr statt.

Bei meiner ersten *piazza* war schnell klar, dass mich nicht nur Francesco und Filippo kannten. Ganz offensichtlich wussten auch alle anderen Gefangenen unserer Sektion, wer ich war und warum ich mich hier befand: «*Cazzo!* Der *svizzero* hat eine Bank geplündert.»

Prozess in Fort Lauderdale, USA, 3. November 2014:

Nun begann das lange Warten. Aaron erklärte mir, es sei äusserst unwahrscheinlich, dass die Geschworenen bereits heute einen Entscheid fällen würden. Als Faustregel gelte, dass die Geschworenen pro Woche Gerichtsverhandlung einen Tag Beratung benötigten, um die verlangte Einstimmigkeit in der Jury zu erzielen. Das heisst, dass bei einem so komplexen Fall wie dem meinen eine Beratungszeit von mindestens drei Tagen zu erwarten war.

Die überwältigende Erleichterung

Der Gerichtsdiener räumte den Saal, und wir begaben uns in den Innenhof des Gerichtsgebäudes, wo wir in der warmen Herbstsonne der Dinge harreten, die da kommen sollten. Wir, das waren Matt, Aaron, Kim, Susanne, Brenda und John – der sich jedoch schon bald absetzte, um bei der nächsten Imbissbude einen Hotdog zu erstehen, da er plötzlich eine seiner berühmten nachmittäglichen Hungerattacken verspürte.

Um 16.15 Uhr, John war noch nicht einmal von seinem Fastfood-Ausflug zurück, tauchte der Gerichtsdiener völlig unerwartet im Hof auf und bat uns, sofort in den Gerichtssaal zurückzukehren.

«Aaron, was hat das zu bedeuten?»

«Keine Ahnung, Raoul, ich weiss es auch nicht.»

Wieder im Saal, war ich erstaunlich ruhig.

Bevor Richter Cohn sprach, schenkte er mir einen kurzen Blick.

«Erheben Sie sich bitte für die Geschworenen!»

In diesem Moment begann mein Puls zu rasen, und meine Handflächen wurden feucht. Als die Geschworenen den Gerichtssaal betraten, traute ich mich nicht, in ihrem Gesichtsausdruck ein mögliches Urteil abzulesen, und schaute nicht sie, sondern wie gebannt den Richter an.

James I. Cohn räusperte sich und sagte dann mit erhabener Stimme: «Meine Damen und Herren, ich wurde vom Vorsitzenden der Geschworenen informiert, dass die Jury zu einem Urteil gekommen ist.»

Ich schaute Aaron an und sah, dass wir beide dasselbe dachten – ein Urteil nach nur gerade 45 Minuten Beratungszeit, was hatte das zu bedeuten? Alles oder nichts.

Der Richter hob seinen Blick, schaute erst der Delegation der Anklage, dann jener der Verteidigung und schliesslich mir in die Augen. >>>

Justiz

Jagdfieber

Wie der Schweizer Banker Raoul Weil zur Zielscheibe der US-Regierung wurde.

Bis zu dreissig Prozent «Erfolgsbeteiligung» verspricht die US-Steuerbehörde IRS im Jahr 2006 für Hinweise, die zur Überführung von Steuerhinterziehern führen. Ein verlockendes Angebot für den ehemaligen UBS-Kundenberater Bradley Birkenfeld: Er erliegt den Sirenengesängen und legt dar, wie er und andere UBS-Banker amerikanischen Staatsbürgern bei der Hinterziehung ihrer Steuern geholfen hätten.

Birkenfelds Informationen sind das lose Ende des Wollknäuels, an dem die US-Justiz nun zu ziehen beginnt. Hochrangige Manager der UBS-Vermögensverwaltung geraten ins Visier der Justiz, darunter der ehemalige Amerika-Verantwortliche Martin Liechti und Hansruedi Schumacher, bis 2002 für das Nordamerikageschäft zuständig und später Teilhaber der ins Trudeln geratenen Neuen Zürcher Bank.

Doch die US-Staatsanwälte zielen noch höher: Im Herbst 2008 klagt die Staatsanwaltschaft Miami die damalige Nummer zwei der UBS-Vermögensverwaltung an, Raoul Weil, den Vorgesetzten Liechtis und Schumachers. Wegen «Verschwörung» zum Nachteil der Steuerbehörde IRS. Weil verliert seine Stelle bei der UBS. Er wird am 20. Oktober 2013 während seiner Ferien in Italien verhaftet und sechs Wochen später an die USA ausgeliefert.

Vor einem Gericht in Miami erfolgt zwischen 2013 und 2014 eine epische juristische Schlacht zwischen der US-Regierung, die Weil im Gefängnis sehen will, und den Anwälten von Raoul Weil. Schumacher und Liechti sagen gegen ihren ehemaligen Chef aus, in dem Kalkül, ihr eigenes Strafmass zu reduzieren. Die Prozessakten füllen viereinhalb Millionen bedruckte Seiten.

Am Ende heisst es: «Unschuldig.» Der Staatsanwaltschaft gelingt es nicht, zu beweisen, dass Weil Mitwisser oder gar Täter in der angeblichen Verschwörung zulasten der US-Staatskasse war. Einstimmig spricht ein Geschworenengericht den ehemaligen UBS-Top-Mann am 3. November des vergangenen Jahres frei. In einem Interview unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Schweiz sagt Weil, er sei «stolz» darauf, «dass ich nicht durchgedreht bin und dass ich mich nicht habe kriminalisieren lassen» (*Weltwoche* Nr. 46/14: «Ich bin religiöser geworden»). Florian Schwab

«Geld allein macht nicht unglücklich.»

Peter Falk, Schauspieler



Jetzt am Kiosk!

«Herr Vorsitzender, wie lautet das Urteil der Geschworenen?»

Der Vorsitzende stand auf und setzte zum Sprechen an. Mir kam alles wie in Zeitlupe vor.

«Das Urteil lautet: Unschuldig!»

Im ersten Moment war ich wie gelähmt, dann spürte ich, wie mir der tonnenschwere Stein vom Herzen fiel, der mich in den letzten sechs

Ich sprang auf, umarmte und küsste Susanne, die von Weinkrämpfen geschüttelt wurde.

Jahren runtergezogen hatte, und wie das Damoklesschwert von fünf Jahren Haft sich in Luft auflöste. Ich sprang auf, umarmte und küsste Susanne, die von Weinkrämpfen geschüttelt wurde. Dann fiel ich meinen Anwälten in die weitgeöffneten Arme. Kim und Matt weinten ebenfalls, und Aaron war schlicht sprachlos. Die überwältigende Erleichterung nach sechs Jahren Anspannung ist unbeschreiblich.

Die Kolonne der Staatsanwaltschaft verliess, «*Endlich rehabilitiert*»: mit Gattin Susanne, ihre Aktenwägelchen hinter sich herziehend, wortlos und ohne *handshake* sofort den Gerichtssaal.

«Absolut unprofessionell!», war der Kommentar meiner Anwälte.

Nun wandte sich Richter Cohn an Matt und Aaron.



«Herr Menchel, das war ein ausgezeichnetes Schlussplädoyer. Herr Marcu, darf ich Sie zur Richterbank bitten.»

Richter Cohn sagte Aaron unter vier Augen, dass er im Falle eines Schuldspruchs von seinem richterlichen Recht Gebrauch gemacht

hätte, die Klage aufgrund der juristisch inkonsistenten Verschwörungssituation abzuweisen. Zum Glück mussten wir auf diesen letzten Rettungsring nicht zurückgreifen. Denn bei einer Ablehnung der Klage hätte im Gegensatz zum Freispruch die Staatsanwaltschaft Gelegenheit für einen Rekurs erhalten. So aber – mit diesem einstimmigen Freispruch in rekordverdächtiger Zeit – war ich endlich voll und ganz rehabilitiert.

Nein, ich öffnete keinen Champagner

Nun gab es für mich nur noch eines: Nein, ich öffnete keinen Champagner, ich stürmte in den obersten Stock des Gerichtsgebäudes und meldete mich bei der Pretrial Services Division. Ich wollte endlich meine verfluchte Fussfessel loswerden. Ein Beamter schlug mit einem Schraubenzieher den Bolzen aus dem Gummigurt, die Fessel sprang auf, und ich war – frei! Endlich! Endlich war ich das Auge des Grossen Bruders losgeworden.



Der hier abgedruckte Text ist ein exklusiver Vorabdruck aus:

Raoul Weil: Der Fall Weil.
Wörterseh. 368 S., Fr. 39.90.
Ab 4. Dezember im Handel.

Philipp Gut:

Champagner mit Churchill

Im August und September 1946 besuchte Winston Churchill die Schweiz und hielt in Zürich seine berühmte Europarede. Dabei verfolgte er heimlich auch persönliche Ziele, die seiner grossen Leidenschaft geschuldet waren: dem Malen. Er wollte unbedingt Willy Sax treffen. Dem Unternehmer aus Urdorf sollte es gelingen, Churchills Lieblingsfarbe Königsblau zu mischen. Das Buch von Philipp Gut zeichnet die Geschichte dieser aussergewöhnlichen Freundschaft anschaulich und anekdotenreich nach.

«Mit historiografischem Geschick und journalistischer Gewandtheit.» NZZ

«Bestens unterhalten.» Basler Zeitung

«Man kann sich gut vorstellen, zur Lektüre einen prickelnden Champagner zu geniessen.» Journal 21

Verschenken Sie Churchills Lieblingschampagner «Pol Roger», Réserve Brut, zusammen mit dem Buch «Champagner mit Churchill».

Für Zigarrenliebhaber empfehlen wir das Buch zusammen mit drei handgerollten Zigarren «Villiger San'Doro».

Wer beides mag, dem empfehlen wir das «Geniesser»-Set.



Spezialangebot

Philipp Gut
Champagner mit Churchill
Der Zürcher Farbenfabrikant Willy Sax und der malende Premierminister.
176 Seiten, illustriert, gebunden,
ISBN 978-3-7272-1455-4

Geschenkpakete:

- «Champagner» Fr. 79.– (zzgl. Versandkosten)
- «Zigarren» Fr. 79.– (zzgl. Versandkosten)
- «Geniesser» Fr. 110.– (zzgl. Versandkosten)

Bestellungen

Bitte senden Sie eine E-Mail mit dem Stichwort *Weltwoche* und der Bezeichnung des Geschenkpakets sowie Ihrer vollständigen Adresse an:
order@staempfli.com, oder rufen Sie uns an über Telefon 031 300 66 77.
Stämpfli Verlag AG, Wölflistrasse 1
Postfach 5662, 3001 Bern.

www.weltwoche.ch/platinclub





Das ist kein Wunder: Installation «Rain Room» von Hannes Koch und Florian Ortkrass.



Trocken duschen

Von Beatrice Schlag

Dass Kalifornien allmählich das Wasser ausgeht, ist keine Panikmache der Umweltschützer. Inzwischen ist jeder besorgt. Die meisten grossen Reservoirs sind nur zu einem Viertel gefüllt. In den noch vor einem Jahr saftig grünen Vorgärten stecken immer häufiger Schilder etwa mit der Aufschrift «Ich spare Wasser!» im verdorrten Gras. Seit Monaten fiel kaum etwas vom Himmel, was man mit Fug als Regen bezeichnen konnte. Manchmal rieselte es ein paar Minuten, meist fast so viel Sand wie Wasser. 2015, sagen die Meteorologen, wird wahrscheinlich als heissestes Jahr in die Geschichte eingehen, seit Kalifornien Temperaturen aufzeichnet.

«Wer würde mitten in Südkalifornien nicht gern Regen sehen?», fragte der Direktor des grossen Los Angeles County Museum of Art (Lacma) zur Eröffnung der Installation «Rain Room». Dass man dafür inzwischen ins Museum gehen muss, entbehrt nicht einer gewissen Komik. Erst recht nicht, wenn man weiss, dass der drinnen installierte Regenguss auch nicht nass macht, wenn man mitten durchgeht.

Tickets für die Besichtigung des «Rain Room» sind auf Wochen hinaus ausgebucht, obwohl die dunkle Nasszelle bereits in London, New York und Schanghai zu sehen war. «Wir bekommen damit ein Publikum, das wir in unserem Museum sonst nie sehen», sagte der Lacma-Chefaufseher. Das ist kein Wunder. Die Installation, gestaltet von den Designern Hannes Koch und Florian Ortkrass, Mitgründern des Londoner Kunstkollektivs Random International, ist spektakulär fotogen.

Ein gleissender Scheinwerfer verwandelt die prasselnden Regentropfen in Glasperlen. Dank in der Decke angebrachten Sensoren setzt der Regen aus, sobald ein Besucher daruntertritt, während es um ihn herum weiter wie aus Kübeln giesst. «Uns interessieren die Folgen konstanter Überwachung durch Maschinen», sagt Hannes Koch, «und in diesem Raum wird man ständig überwacht.»

Die Besucher scheint es wenig zu kümmern. Sie springen in die Luft, machen die Schwalbe, legen sich auf den Boden, während ihre Begleiter an den trockenen Aussenrändern fotografieren. Ist das Kunst, Technologie oder «plastische Chirurgie an der Natur», wie ein Kritiker spottete? Wasser wird jedenfalls nicht vergeudet: Die knapp 2000 Liter, die der Dauerregen verbraucht, werden unter dem Boden aufgefangen, gereinigt und wiederverwendet.

Lacma – «Rain Room»
5905 Wilshire Boulevard, Los Angeles, CA 90036
Bis 6. März 2016

Belletristik

- 1 (9) **Donna Leon:** Endlich mein
(*Diogenes*)
- 2 (1) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben
(*Wunderlich*)
- 3 (2) **Monique Schwitzer:** Eins im Anders
(*Droschl*)
- 4 (3) **Lucinda Riley:** Die Sturmschwester
(*Goldmann*)
- 5 (8) **Cecelia Ahern:** Der Glasmurmelsammler
(*Fischer Krüger*)
- 6 (4) **Eveline Hasler:** Stürmische Jahre
(*Nagel & Kimche*)
- 7 (10) **David Lagercrantz:** Verschwörung (*Heyne*)
- 8 (5) **Franz Hohler:**
Ein Feuer im Garten (*Luchterhand*)
- 9 (6) **M. Hjorth, H. Rosenfeldt:** Die Menschen,
die es nicht verdienen (*Wunderlich*)
- 10 (–) **David Safier:** Mieses karma hoch 2
(*Kindler*)

Sachbücher

- 1 (2) **Guinness World Records 2016**
(*Hoffmann und Campe*)
- 2 (1) **Arno Renggli:** Der Hund starb –
was er nicht überlebte (*Wörterseh*)
- 3 (4) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 4 (3) **SRF bi de Lüt – Landfrauenküche,**
Band 3 (*Redaktion Landfrauen kochen*)
- 5 (6) **Jürgen Todenhöfer:** Inside IS – Zehn
Tage im «Islamischen Staat» (*Bertelsmann*)
- 6 (7) **Jamie Oliver:** Jamies Superfood für
jeden Tag (*Dorling Kindersley*)
- 7 (5) **Ueli Oswald:** This Jenny (*Wörterseh*)
- 8 (–) **Guido Maria Kretschmer:** Geschickt
eingefädelt – Das grosse Nähbuch (*Edel*)
- 9 (–) **Michael Lüders:** Wer den Wind sät
(*C. H. Beck*)
- 10 (–) **Henning Mankell:** Treibsand
(*Zsolnay*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Sprengkunst

Ein verdächtiger Gegenstand führte letzte Woche am Mittwoch zur Räumung eines ganzen Flügels des Berner Bahnhofs. Die Kantonspolizei sah sich genötigt, das fragliche Objekt mit einem Bombenentschärfungsroboter in die Luft zu sprengen. Der Einsatz war vergeblich, der Gegenstand erwies sich als ungefährlich. In der Berner und Bieler Kunstszenen wird gemunkelt, ein junger Künstler habe das Objekt platziert und sich mittlerweile auch schon der Polizei gestellt. Der Inhalt des vom Roboter gesprengten Pakets: ein Roboter. Die Kantonspolizei will dies nicht bestätigen, die Ermittlungen seien am Laufen. Sprengkünstler Roman Signer dürfte an der Aktion seine Freude gehabt haben. Dem jungen Aktivisten aber wird sie wohl vergangen sein: Der Polizeigrosseinsatz wird ihn teuer zu stehen kommen. (rb)

Der Lord ist nicht kleinzukriegen

Der legendäre britische Schriftsteller und Politiker Jeffrey Archer hat eine fiktionale Autobiografie in fünf Bänden geschrieben. Sie zeigt, wie er sein Leben am liebsten sieht. Ein Besuch in seinem mondänen Londoner Apartment. *Von Rolf Hürzeler*

Ein kurzes Nicken der Bediensteten. Damit führt sie den Besucher durch das Entrée in den Salon. Und hier sitzt er im lichtdurchfluteten Penthouse hoch über den Dächern Londons – seine Lordschaft Baron Jeffrey Howard Archer of Weston-super-Mare. Ein untersetztes Männchen, das strahlt, als ob die Sonne soeben zum ersten Mal über der Themse aufgegangen wäre. In dezentes Tuch gehüllt, mit passender Krawatte. Nur die blauen Plüschpantoffeln mit den beiden schmucken *Änkerli* wollen nicht recht zum Habitus passen.

«Einfach Jeffrey, bitte», sagt er nach der formellen Begrüssung und lässt einen die atemberaubende Aussicht über den Fluss geniessen, St Paul's Cathedral, das Riesenrad «London Eye» oder die architektonische Gurke, die einst die Swiss Re bauen liess. Offenkundig ist Archer die Begeisterung der Besucher über seine Rundschau gewohnt. Er lächelt nachsichtig und wendet sich seiner Teetasse zu, von der Entrée-Perle diskret gereicht.

Lord Jeffrey Archer? Da läutet doch was. Ein millionenschwerer Schriftsteller, der Bestseller um Bestseller herausgibt. In den Neunzigern war er ein Intimus von Premierministerin Margaret Thatcher, Vize-Vorsitzender der Konservativen Partei und Kandidat für das Londoner Bürgermeisteramt. Dann das: Eine jahrealte Meineidsgeschichte holte ihn ein, weil er einst – in den Achtzigern – den Besuch bei einer Prostituierten verheimlicht hatte. Er klagte leichtfertig gegen zwei Boulevardblätter, die den Fehltritt publik gemacht hatten, und bestellte sich ein falsches Alibi bei einem Freund. Archer siegte zwar vor Gericht – aber er musste dafür büssen.

Hinter Gittern den Stil verfeinert

Der damalige Komplize plauderte die Geschichte Jahre später für viel Geld der einstigen Sonntagszeitung *News of the World* aus. Er erinnerte sich ausgerechnet dann an den Misstritt, als seine Lordschaft mitten im Wahlkampf um das Londoner Bürgermeisteramt stand. Es kam zum neuerlichen Prozess, und Archer schrieb nach seiner Verurteilung zwei Jahre lang hinter Gittern weiter. Dieser Aufenthalt habe dessen Stil verfeinert, konstatierte der linksliberale *Guardian* maliziös, der dem konservativen Schriftsteller in inniger Feindschaft verbunden ist.

Doch der Lord ist nicht kleinzukriegen. Seine Fallhöhe mag für jeden andern tödlich

sein, dieser Mann hingegen landet immer wieder auf den Füßen, denn er glaubt an sich selbst – unerschütterlich.

Seine Karriere hatte hoffnungsvoll begonnen. 1969, als Swinging London die Jugend von einer besseren Zukunft träumen liess, setzte Archer entgegen dem Trend auf die gute britische Tradition und wurde als jüngster konservativer Abgeordneter ins Unterhaus gewählt. Er war 29 Jahre alt und wurde zu einem Hoffnungsträger der damals etwas verknöcherten Partei. Bald schon wurde seine Stimme ernst genommen. Obgleich kein strammer Parteisoldat, fand er das Wohlwollen des Establishments: Das war in jener Zeit nicht selbstverständlich, als fast durchwegs Absolventen der Elite-Universitäten von Oxbridge das Sagen hatten und ein Aufsteiger aus dem

Eine alte Meineidsgeschichte holte ihn ein, weil er den Besuch bei einer Prostituierten verheimlicht hatte.

Hafenviertel von Bristol bei den Konservativen als Exot galt. Archer machte seine bescheidene Herkunft mit Charme wett.

Ein Charme, der ihn nie im Stich lässt. Nach dem Karriereknick hat der Lord nun als 75-Jähriger die gesellschaftliche Anerkennung jener gloriosen Zeit zurückgewonnen. Grund genug für ihn, seine eigene Biografie mit den fünf «Clifton Chronicles» im richtigen Licht erstrahlen zu lassen. Der erste Band, «Spiel der Zeit», ist im Frühjahr auf Deutsch herausgekommen und schaffte es in die Spiegel-Bestenliste. Band zwei, «Das Vermächtnis des Vaters», ist soeben bei Heyne erschienen, nächstes Jahr folgt Band drei.

Die «Clifton Chronicles» sind nicht etwa eine nervige Rechtfertigungsschrift über die Höhen und Tiefen einer ungewöhnlichen Karriere – es sind vielmehr süffig geschriebene Entwicklungsromane über den jungen Helden Harry, der den Aufstieg aus dem Arbeitermilieu von Bristol in die besseren Kreise schaffte. Der vaterlose Harry leidet unter einem tyrannischen Onkel, erfährt aber dank seiner selbstlosen Mutter Förderung, vor allem dadurch, dass sich auch ein Lehrer seiner besonders annimmt. Der junge Harry verliebt sich in die Tochter eines korrupten Schiffsmagnaten, der gesellschaftliche Aufstieg scheint greifbar. Doch der Zweite Welt-



Wahre und halb wahre Geschichten: Jeffrey Archer.

krieg steht vor der Tür, und Harry muss plötzlich wieder untendurch. Das alles ist so romantisch, wie es tönt, aber dennoch lesenswert, denn Archer ist ein brillanter Erzähler und bringt eine treffliche Darstellung des britischen Klassensystems in der Geschichte unter.

«Ich bin Harry», sagt Archer dazu unverblümt und findet es naheliegend, dass sich ein Romanautor in ein literarisches Alter Ego flüchtet. Bei Harry stimmt alles, er ist gescheit, liebenswürdig und zielstrebig. Seine tolle Gemahlin trägt die Züge von Dame Archer, der durch die Queen geadelten Frau Archers, die bis vor kurzem dem

Jazz

Giganten im Schatten

Von Peter Rüedi

Innerhalb der Minderheitsmusik Jazz gibt es also etwas wie Geheimtipps im Quadrat: Musiker, deren Ansehen unter Kollegen immer umgekehrt proportional war zu ihrer Bekanntheit selbst bei Hardcore-Fans. Sei es, weil sie sich nur um die Substanz ihrer Musik kümmerten, sei es, weil düstere biografische Umstände wie Drogenprobleme sie behinderten, sei es, weil ihre Kunst im Kern zu komplex war oder zu wenig spektakulär. Für den Pianisten, Komponisten und Arrangeur Tadd Dameron (1917–1965) mag all dies zusammen der Grund dafür sein, dass er bis auf den heutigen Tag ein Geheimtipp im innersten Kreis der Jazzhistoriker geblieben ist, obwohl er in seinen Kompositionen nichts anderes im Sinn hatte als die pure Schönheit, eine austarierte, organische Melodieführung und vielschichtige Harmonik. Nach den kommerziellen Big Bands des Swing konzentrierte sich der Bebop zunächst auf hochenergetische, zuweilen exzentrische schmale Combos, während Harmonist Dameron von der Anlage her seine Kompositionen in grösserem Rahmen hörte. Bekannt wurden sie ausnahmslos durch die Interpretation von Solisten mit expansiveren Begabungen: «Hot House» machten Charlie Parker und Dizzy Gillespie zur eigentlichen Erkennungsmelodie des Bop, «Good Bait» und «Our Delight» wurden Hits von Gillespies kurzlebiger Grossformation. Als der Pianist Barry Harris, mit Jahrgang 1929 noch immer aktiv in der Szene, eine LP seinem genialen tragischen Alter Ego Dameron widmete, wurde das zu einer Insiderproduktion in Potenz. Harris ist seinerseits ein nach wie vor verkannter Superlativ des Bop-Pianos, der Poet einer einstmals scheinbar wild dissonanten musikalischen Sprache. 1975 spielte er im Trio als Erster für das Label Xanadu eine Hommage an Dameron ein, acht Originale, von «Hot House» über «Soultrane», «Lady Bird», die Ballade «If You Could See Me Now» bis «Our Delight» – ein Rezital voll spröder, knisternder Essenz, vielschichtig, swingend und mit viel coolem Understatement. Das vollkommenste Meisterstück aus dem in Auswahl neu aufgelegten Xanadu-Katalog.



Barry Harris Plays
Tadd Dameron.
Xanadu Master Edition.
Elemental 906071



Zwei Stunden schreiben, dann spazieren, wieder zwei Stunden schreiben und so fort: Arbeitsort Mallorca.

Londoner Science Museum vorstand. Einzelne Motive hat er gar eins zu eins aus seinem Leben übernommen: Archers Pendant Harry landet im Roman dummerweise ebenfalls im Gefängnis – unschuldig, versteht sich. Dort muss er sich als Kloputzer bewähren und findet einzig im Schreiben seines Tagebuchs Trost. Das Purgatorium lohnte sich, die Aufzeichnungen wurden zum Bestseller ebenso die Knastnotate seiner Lordschaft, die diese beim zwangsweisen Nachdenken, wiesich Prostituiertengeschichten künftig geschickter vertuschen liessen schrieb.

Lieber Leser als Nobelpreis

Diese Art von Literatur hat es bei der Kritik schwer, auch wenn Archers Bücher regelmäßig die Bestsellerlisten von *Spiegel* und *New York Times* zieren. Ihm soll es recht sein: Er habe lieber Millionen von Lesern statt nur knapp 300 Intellektuelle – oder den Nobelpreis. Preise seien schädlich fürs Geschäft, das habe sich bei der verstorbenen Südafrikanerin Nadine Gordimer gezeigt: «Die hat zwar den Nobelpreis, aber kein Mensch kennt sie; nicht einmal in ihrer Heimat.» Das mag etwas selbstgefällig tönen – ein Körnchen Wahrheit ist dran. Archer erinnert auch gerne daran, dass die Kritiker den legendären P.G. Wodehouse zeit seines Lebens schmähten. Heute gilt er als Klassiker der britischen Unterhaltungsliteratur. Archers Leibblatt, der *Daily Telegraph*, hält ihm ohnehin die Treue: «330 Millionen Bücher hat er verkauft. Das schafft keiner mit Promotion allein, da muss einer ziemlich gut sein, Archer ist einer der Besten...», schrieb der *Telegraph*.

Wer nun meint, so viel Anerkennung sei genug für Archer, täuscht sich. Die Literaturkritiker sind ihm zwar angeblich schnurz, aber er

kann nicht verstehen, warum ihm die Linke im Königreich nicht so zugetan ist wie seine politischen Gesinnungsgenossen. «Diese Ablehnung ist vielleicht nachvollziehbar, aber sie betrübt mich.» Denn Archer fühlt sich Labour wegen seiner Herkunft immer noch verbunden.

Nicht weil er Labours linke politische Anliegen teilen würde, bewahre, aber Archer will mehr als andere Schriftsteller einem breiten Publikum gefallen, nicht nur wegen der Verkaufszahlen seiner Romane. Wenn er spricht, hat man stets den Eindruck, er werbe um Verständnis, ja Zuneigung. Dieses Vertrauliche kommt an. Er hat eine einnehmende Art, die besonders Frauen mögen. Archer galt stets als Womanizer, auch wenn er nun, in die Jahre gekommen, diesbezüglich etwas ruhiger geworden ist. Eine frühere Geliebte, die Gesellschaftsdame Sally Farmiloe, brachte eine der unbestrittenen Fähigkeiten Archers in einem Interview auf den Punkt: «Er war sehr sexy und ein guter Liebhaber. Sex und Leidenschaft waren immer wichtig in unserer Beziehung.»

Archer hatte nicht nur in der Liebe Erfolg, er hat auch ein Vermögen gemacht. Das ist nicht selbstverständlich, weil er in seiner Laufbahn neben dem politischen Bankrott auch zweimal pleiteging. Heute besitzt er neben seinem Londoner Apartment ein Landhaus in Cambridge und eine Villa auf Mallorca. All diese wunderbaren Wohnsitze sind mit wertvoller Kunst bestückt, im Londoner Penthouse leuchtet ein bläulicher Monet. «Kain und Abel», sagt er bescheiden und erinnert an den lukrativen Bestseller, der ihm in den Achtzigern ein erstes Vermögen brachte. Der Roman handelt von der Rivalität zweier Männer, der eine reich, der andere arm – Klassengegensätze trieben Archer schon immer um.

Die Villa an der Küste von Mallorca ist heute sein Arbeitsort. «Dorthin ziehe ich mich zum Schreiben zurück.» Archer greift sich einen üppigen Fotoband aus einem Bücherstapel und zeigt dem Besucher stolz die spektakulären Ansichten seines Anwesens, das in jedem Hollywoodfilm als mondän durchgehen würde. Dort setzt sich der Schriftsteller jeweils zwei Stunden hinter den Computer, dann geht er spazieren, wieder zwei Stunden schreiben, neuerlich spazieren und so fort – bis die 500 und mehr Seiten dicken Romane verfasst sind. Der Mann ist ausdauernd, muss man wissen, er

Er redet von seinen viktorianischen Berufskollegen wie von alten Bekannten, die er zum Klatsch trifft.

rannte sogar eine Saison für das britische Nationalteam in den Langdistanz-Disziplinen.

Auf Mallorca hat er vom Tod seiner politischen Leitfigur Margaret Thatcher erfahren: «Es war eine Erlösung für sie», sagt er. Sie habe ihn bei seinem letzten Besuch nicht mehr erkannt. «Aber die Erinnerungen an die guten Zeiten bleiben mir.» Das war in den Achtzigern, als Thatcher nach dem Falklandkrieg auf dem Höhepunkt der Macht stand und Grossbritannien für die meisten in ein besseres Land transformierte. Archer ist indes wendig. Mit Thatchers treulosem Nachfolger, dem damals wenig erfolgreichen Premier John Major, pflegt er eine langjährige Freundschaft. Nicht wirklich verwunderlich, denn Archer hat Major seinen Adelstitel zu verdanken. Der Schriftsteller organisierte 1991 mit den Popsängern Rod Stewart und Sting eine Hilfsaktion für die irakischen Kurden, die damals dem Giftgas der Schergen Saddam Husseins ausgesetzt waren. Er behauptete, mehr als 57 Millionen Pfund gesammelt zu haben; tatsächlich sollen es nur drei Millionen gewesen sein. Den Rest hätten Hilfswerke beigesteuert, behaupteten seine Kritiker. Egal, Archer leistete seinen Teil für die Kurden, Major schlug ihn der Queen als Lord vor, und seither sitzt Archer im Oberhaus. Wie es das britische Rechtssystem will, kann einem vorbestraften Geadelten der Titel nicht abgesprochen werden, solange er kein Risiko für die Staatssicherheit ist. Flunkereien vor Gericht gehören nicht dazu.

Noch heute gehe ihm das Schicksal des kurdischen Volkes nahe, sagt Archer. «Aber die Kurden müssen es sich selbst zuschreiben, dass es ihnen nicht bessergeht. Sie sollten endlich ihre internen Streitigkeiten beilegen.» Er besuchte die verfeindeten Kurdenführer Masud Barzani und Dschalal Talabani persönlich, räumt aber ein, dass er keine Vermittlungsdienste leisten konnte. Doch solche Kontakte verschafften ihm neue politische Anerkennung. Archer verkehrt gerne in den guten Kreisen der Konservativen, wo man wegen seiner kleinen justiziablen Ver-

irring nicht nachtragend ist. «Ich nehme regelmässig an den Sitzungen des Oberhauses teil und bin in etlichen Kommissionen.» Und er macht gerne mit bei den Rankünen und Intrigen, die allen politischen Parteien eigen sind.

Wenn Archer nicht gerade Prominenz trifft, ist er ein Vielleser. Er kann schier endlos von seinen literarischen Favoriten schwärmen, etwa von Stefan Zweig und dessen Spätwerk «Unge-duld des Herzens». Archer ist so begeistert von dieser unglücklichen Liebesgeschichte aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, dass er gleich mehrere Buchausgaben gekauft hat. So schickt er die Hausangestellte, eines der Bücher zu holen, damit er es dem Besucher überreichen kann: «Das ist hervorragende Literatur», so Archer. Und man weiss nicht so recht, wie er das meint – ein etwas kühner Vergleich mit dem eigenen Werk? Oder gar eine versteckte Selbstkritik, weil Zweig vielleicht besser sein könnte als er selbst?

Murdochs Rivalität

Der Lord spricht von den britischen Literaten im 19. Jahrhundert; Charles Dickens und Jane Austen hätten ihn massgeblich beeinflusst. Heute mag er vor allem den Satiriker William Makepeace Thackeray mit seinem «Jahrmarkt der Eitelkeit», obgleich Thackeray Archers Vorbild Dickens verachtet habe. Er redet von seinen viktorianischen Berufskollegen wie von alten Bekannten, die er zum Klatsch im Klub trifft.



Holprig, aber nie langweilig: mit Gattin Mary, 1968.

Der Mann hat die seltene Fähigkeit, jede Fiktion Wirklichkeit werden zu lassen. Auch politisch. So ist sich Archer heute schon sicher, dass David Cameron ein Premier auf Abruf ist: «Der tritt nach dem EU-Referendum zurück – unabhängig vom Ergebnis.» Archer selbst wird für einen

Verbleib Grossbritanniens in der EU stimmen, seine Frau ist dagegen, was etwa die Stimmung in der Konservativen Partei wiedergibt. Im Übrigen verstehen sich er und seine Frau, seit fast fünfzig Jahren verheiratet, bestens. Allerdings würde eine Paarberatung ihre Ehe als etwas holprig, aber bestimmt nie langweilig werten.

Jeffrey Archer hat sich immer getraut, anzuecken. In seinem Roman «Imperium» spitzte er die Rivalität zwischen den Verlegern Rupert Murdoch (*The Sun*) und dem verstorbenen Robert Maxwell (*Daily Mirror*) in einem Thriller zu. Archer beschreibt die beiden als skrupellose Haudegen, die über Leichen gehen. Trägt ihm Murdoch das nach? «Nicht die Bohne», sagt Archer, «ich hatte viel Kontakt mit ihm; der ist knallhart im Nehmen.» Und er erzählt blumig, wie er Murdoch in Indien bei einer Party erstmals getroffen hat.

Archer kann unendlich viel und spannend berichten, mit unzähligen Ausschmückungen. Jetzt liegen seine zwei ersten autobiografischen Bände in den Buchhandlungen auf, «Spiel der Zeit» und «Das Vermächtnis des Vaters». Man wartet auf «Erbe und Schicksal», das nächstes Jahr erscheint – wiederum mit vielen Geschichten. Wahren und halbwahren.

Jeffrey Archer: Das Vermächtnis des Vaters. Heyne. 469 S., Fr. 14.90

Jeffrey Archer: Spiel der Zeit. Heyne. 560 S., Fr. 14.90

Wirtschaft to go!

Egal wo, egal wann.

Ihr Digital-Abo der **HANDELSZEITUNG** unter
shop.wirtschaftsmedien.ch/hz

Handelszeitung
Die Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft

Ist Intelligenz ein soziales Privileg?

Armutsbedingter Stress kann die Hirnstruktur von Kleinkindern beeinflussen. Forscher gehen neuerdings davon aus, dass sich das Erbgut des Nachwuchses bereits im Mutterleib nachhaltig verändert.

Von Sarah Pines



Blaupause der Umgebung: schlafendes Baby in einem Slum von Rosario, Argentinien.

Der französische Autor Emile Zola beschäftigte sich im 19. Jahrhundert mit dem sozialen Elend westlicher Industrienationen. Ob Herzog, Bürger oder Kohlengrubenarbeiter – Zola glaubte, das Milieu wirke ebenso unwiderruflich prägend wie die Erbmasse. Ähnlich sieht es Pat Levitt, Professor für Neurogenetik an der University of Southern California in Los Angeles. Seine Erkenntnis: Nicht nur das kindliche, sondern bereits das fötale Gehirn ist unmittelbares Produkt des jeweiligen sozialen Milieus. Armut verkleinert das Gehirn, mittelständischer Wohlstand und Reichtum lassen es auf Normalgrösse wachsen. Der Grund: Menschen reagieren biochemisch auf die Umwelt.

Ein ärmliches Umfeld ist wie Nervengift, verändert, hormonell bedingt, die Gehirnstruktur, meist unwiderruflich. Das Resultat: Armut ist zwar nicht genetisch vererbbar, wird aber körperlich – und potenziell endlos – auf die Nachkommen übertragen und somit zur generationenübergreifenden Angelegenheit. Dies sei vor allem ein Problem westlicher Gesellschaften.

Viele Studien haben sich mit den Auswirkungen von Armut auf die kindliche Entwicklung beschäftigt. Unlängst veröffentlichte Charles Nelson, Professor für Kindermedizin in Harvard, einen Bericht über Kinder, die in rumänischen Waisenhäusern aufwuchsen – lieblose, lagerhallenartige Orte mit schlechter

gesundheitlicher Versorgung. Der Befund: Nicht nur die rumänischen Waisen, sondern alle Kinder, die unter grossen Entbehrungen aufwuchsen, tendierten als Erwachsene zu geringeren Bildungserfolgen, Depressionen und höheren Krankheitsrisiken als Menschen mittelständischer oder wohlhabender Herkunft. Eine weitere Studie zeigt, dass Entbehrungen, die sich aus Armut ergeben, die Oberfläche des Gehirns verändern und dessen Wachstum verzögern. Bisher habe man angenommen, so Levitt, dass dies erst nach der Geburt passiere. Das sei falsch: Armut übertrage sich als Stresspaket von der schwangeren Mutter auf das ungeborene Kind, hemme bereits im Mutterleib das Wachstum seines Gehirns.

Verdrahtung mit Mutter und Welt

Der Forscher betont, dass nicht die Nichtverfügbarkeit von Konsumgütern das Problem sei, sondern ein dauerhafter, körperlicher und psychischer Stress durch Faktoren wie Mangel- oder Unterernährung, Drogensucht, Gewalt und seelische Pein aufgrund von Existenzangst, Scham oder Depression.

Levitts Büro befindet sich im Neurosciences Building der Harvard-Universität. Gebäude wie Campus liegen nördlich von Watts, dem ärmsten Stadtteil Los Angeles'. Etwas weiter südlich stossen die Ölfelder der Stadt schalen Rauch aus in die zu jeder Jahreszeit gleissende Luft. Der Forscher erklärt die neueste Entdeckung: Das Gehirn des Embryos bilde im Mutterleib erste Synapsen, eine Verdrahtung mit der Mutter und der Welt. Wenn der Stress, den Armut mit sich bringe, durch die Aussenwelt verursacht werde, dann produziere der Körper der Mutter nahezu unaufhörlich Cortisol – als Stresshormon so etwas wie das Gegenstück zum Glückshormon Serotonin. Kurze Ausschüttungen von Cortisol animieren den Körper, schwierige oder gefährliche Situationen zu meistern. Bei permanenten Ausschüttungen im Körper einer schwangeren Frau gelangt das Hormon über die Plazenta zum Fötus. Dort übt es einen ähnlich giftigen Einfluss auf das Gehirn des werdenden Kindes aus wie Alkohol oder Nikotin. «Lebt eine Schwangere unter Entbehrungen und ohne soziale Stabilität, tanzen Stresshormone wie wild in ihrem Körper umher», sagt Levitt. «Es ist für die Nerven so, als würde man jeden Tag einen Autounfall haben.» Die Folge für das Ungeborene: Das Gehirnwachstum wird gehemmt, Gehirnzellen werden geschädigt.

Bieten plötzlicher Reichtum oder die Adoption durch eine mittelständische oder reiche Familie einen Ausweg? Die Schwangerschaft sowie die ersten drei Lebensjahre seien für die neuronale Entwicklung am wichtigsten, sagt Levitt. In dieser Zeit formten Kinder komplexe Gehirnkapazitäten wie Emotionen und Durchsetzungskraft. Eine frühe, vorteilhafte Veränderung der Lebensumstände könne sich natürlich auch positiv auswirken, doch nicht mit Sicherheit, da die Schwangerschaft eine zu einflussreiche Prägephase sei. Die Cortisol-Überdosis hat irreversible Auswirkungen: «Das Kind wird

«Das Kind wird als Erwachsener die Welt oft wie durch einen Negativfilter wahrnehmen.»

auch als Erwachsener zu viel Cortisol produzieren, die Welt oft wie durch einen Negativfilter hindurch wahrnehmen.» Wirken sich andere Formen von Stress auch negativ aus, wie der finanzielle Bankrott gleich nach der Geburt oder die Scheidung reicher Eltern? «Nicht wirklich», so Levitt, dies seien punktuelle Schwierigkeiten. Armut involviere viele Faktoren, bedeute für das Gehirn die am schwersten wiegende Form von Stressverarbeitung.

Gehirngrösse als soziales Privileg? Armut verursache nicht zwangsläufig ein «kleines

Gehirn», Dummheit oder Asozialität, erklärt Levitt. Die Forschung wolle lediglich auf ein erhöhtes Risiko verweisen. Viele arme Eltern sorgten sehr gut für ihre Kinder. Doch plötzlich taucht ein anderer verstörender Gedanke auf: «Armut senkt den Intelligenzquotienten» – lässt dies nicht an ältere rassistische Studien denken, die die angebliche intellektuelle Unterlegenheit von afrikanischen Völkern anatomisch anhand der Gehirnstruktur beweisen wollten? Levitt verneint vehement: Das Problem sei nicht die Armut der Dritten Welt. Dort bedeute Geldmangel nicht per se erniedrigende Entbehrung. «Viele Menschen in der Dritten Welt sind arm, haben aber genug zu essen, ein stabiles, gewaltfreies soziales Netz. Das ist keine Armut mit einem negativen neurologischen Einfluss.» In westlichen Gesellschaften sei Armut komplexer, gehe oft mit Gewalt und Drogenmissbrauch einher und daher auch mit der sozialen Ausgrenzung der Betroffenen.

Soziale Vererbbarkeit der Armut

Ist die Prägung durch das Milieu die angeborene, die stärkste Kraft? Levitt: «Natürlich kennen Skeptiker immer ein Gegenbeispiel: den armen Nachbarn mit den Alkoholikereltern, der es nach Princeton geschafft hat.» Doch das Umfeld beeinflusse, wie wir uns anderen gegenüber verhalten, welchen Wert wir in Bildung oder gesunder Ernährung sehen. «Wenn

solche Erfahrungen in der Kindheit begrenzt stattfinden oder nicht thematisiert werden, wird sich das wahrscheinlich im Erwachsenenalter fortsetzen.» Hinzu komme die Weitergabe des Stresshormons. «Menschen, die in Armut aufwachsen, bleiben wahrscheinlich auch als Erwachsene arm», so Levitt. Wenn ein Kind in einer Umgebung aufwache, in der Sprache und das Sprechen sehr wichtig sind, werde es ein komplexes Vokabular erlernen. Auf dem Land etwa seien aber andere Kommunikationsformen wichtig, Sprache werde sich deshalb nur selten komplex ausbilden, sondern sich auf die unmittelbaren Bedürfnisse des Umfeldes richten.

Generationen von schweigsamen Landarbeitern, eloquenten Akademikern, weitergegebene oder abgewehrte Stresshormone – kann die Gehirnkapazität zum Erbproblem werden? Es gibt kein Armuts-Gen, aber Armut weite sich zum generationenübergreifenden Problem aus, sagt Levitt – nicht aufgrund ihrer genetischen, sondern ihrer sozialen Vererbbarkeit. Was aber ist mit den neuronalen Genen, dem angeborenen Super-IQ? «Nein», Levitt lacht laut auf. Das Gehirn habe zwar ein genetisches Programm, das wiederum sei aber eine Blaupause der Umgebung und der dort gesammelten Erfahrungen. Bestimmte – positive wie negative – Erlebnisse der ersten drei Lebensjahre determinierten das Gehirn auf Lebenszeit.

my105
x-mas
Das Weihnachtsradio

my105.ch oder als Gratis-App

Top 10

Knorrs Liste

1	Corn Island	★★★★★
	Regie: George Ovashvili	
2	Bridge of Spies	★★★★☆
	Regie: Steven Spielberg	
3	Arlo & Spot	★★★★☆
	Regie: Peter Sohn	
4	Irrational Man	★★★★☆
	Regie: Woody Allen	
5	Schellen-Ursli	★★★★☆
	Regie: Xavier Koller	
6	Inside Out	★★★★☆
	Regie: Pete Docter, Ronnie Del Carmen	
7	Steve Jobs	★★★☆☆
	Regie: Danny Boyle	
8	Spectre	★★★☆☆
	Regie: Sam Mendes	
9	The Martian	★★★☆☆
	Regie: Ridley Scott	
10	The Hunger Games	★★★☆☆
	Regie: Francis Lawrence	

Kinozuschauer

1 (1)	Spectre	55 596
	Regie: Sam Mendes	
2 (2)	The Hunger Games	50 586
	Regie: Francis Lawrence	
3 (3)	Schellen-Ursli	17 653
	Regie: Xavier Koller	
4 (-)	The Good Dinosaur (3-D)	11 889
	Regie: Peter Sohn	
5 (-)	Bridge of Spies	8 606
	Regie: Steven Spielberg	
6 (4)	A Walk in the Woods	3 961
	Regie: Ken Kwapis	
7 (-)	Highway to Hellas	2 447
	Regie: Aron Lehmann	
8 (5)	Hotel Transylvania 2 (3-D)	1 962
	Regie: Genndy Tartakovsky	
9 (-)	Hrutar – Rams	1 672
	Regie: Grímur Hákonarson	
10 (9)	Irrational Man	1 656
	Regie: Woody Allen	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Minions (Universal)
2 (-)	Terminator: Genisys (Rainbow)
3 (-)	Big Game (Ascot)
4 (3)	Jurassic World (Universal)
5 (5)	Die Tribute von Panem (Impuls)
6 (2)	The Walking Dead – 5. Staffel (Impuls)
7 (4)	Ostwind 2 (Constantin)
8 (9)	Honig im Kopf (Warner)
9 (6)	San Andreas (Warner)
10 (-)	Arrow – Staffel 3 (Warner)

Quelle: Media Control



Schwer wie Blei: Brad Pitt und Angelina Jolie in «By the Sea».

Kino

Dominanter Schmollmund

Angelina Jolie drehte zusammen mit Gatte Brad Pitt eine Selbstzerfleischungs-Elegie. Hoffentlich geht's in ihrer Ehe nicht so öde zu wie in «By the Sea». Von Wolfram Knorr

Was an den Tankstellen das Benzin, ist im internationalen Entertainment «Brangelina». Beide sind angeblich unverzichtbar, über beide wird sehr viel verzapft und bei beiden die Qualität hochgehalten. Gattin Angelina Jolie wechselte mit ihren Filmen «In the Land of Blood and Honey» (2011) und «Unbroken» (2014) auf die Überholspur. Nicht mit billigem Action-Brennstoff, sondern mit hochwertigem Material. Dem Gatten Brad Pitt gelang das als Leinwandstar; so raffinierte er dank seiner Mitwirkung Terrence Malicks Eigenbrötler-Opus «The Tree of Life» (2011). Angelina wollte das mit ihrem neuen Opus «By the Sea» toppen und bezog deshalb das komplette Unternehmen «Brangelina» mit ein. Dafür schrieb und drehte sie eine Selbstzerfleischungs-Elegie. Ein Künstler-Ehepaar, sie Ex-Tänzerin, er Schriftsteller, schon ein wenig in die Jahre gekommen, reist nach Südfrankreich und schweigt sich bedeutungsvoll an, dafür aber präsentiert sie sich oben ohne, was sie schon sehr früh medial hinausposaunte. Nun ist das natürlich alleine kein Aufreger mehr, aber von ihr weiss auch die ganze Welt, dass sie sich, krebopräventiv, einer doppelten Mastektomie, Brustentfernung, unterzog. Darauf habe sie, auch das wurde der Öffentlichkeit nicht vorenthalten, von ihrem Bauchfett neue Brüste formen lassen wollen. Die Ärzte

lehnten dies strikt ab, da Madame viel zu mager sei. Also blieb nur Silikon.

So spekulierte man wohl auf jene Klientel, die schon eifrig Angelinas Brüste-Drama verfolgt hatte. Die Rechnung scheint nicht aufzugehen: Zehn Millionen Dollar kostete die Produktion, spielte in den USA am Startwochenende aber gerade mal 96 000 Dollar ein. Überraschend ist das nicht, denn schwer und öde drückt zwischen bröseliger Patina, teuren, kultivierten Interieurs und aparten Menschen das Gewicht der Beziehung auf Gemüt und Seele des Paares, das sich in den Siebzigern (Brad fährt ein superschickes Citroën-Cabrio) in ein idyllisches Hotel am Mittelmeer einquartiert. Im kuscheligen Bistro des verschlafenen Küstenorts wird gespeist und getrunken, mit dem Wirt parliert, während sie gewaltige Wagenräder auf dem Kopf balanciert und sich – mit Sarah-Bernhardt-Flair – in Tüll hüllt, was ihre Brüste zur Geltung bringt. Er dagegen mimt den Hemingway, ein Monument distinguiert Grämlichkeit und Muffelei. Dominant im Film ist aber ihr Schmollmund. Schwer wie Blei und deshalb verschlossen hängt er im statuarischen Gesicht. Vermutlich, damit er ihr nicht runterfällt.

Eines Tages quartiert sich ein junges, frischvermähltes Paar im Nebenzimmer ein, das sich heiter seinen Liebesspielen hingibt. Angelina entdeckt ein Loch in der Wand und wird zu einer

weiblichen *peeping Tom*. Bald glotzen sie gemeinsam, und am Ende sind sie irgendwie geheilt von der an keine bestimmte äussere Bedingung geknüpfte Bereitschaft, unglücklich zu sein. Der Grund, den sie vorgibt (zwei Fehlgeburten), wirkt so aufgesetzt wie die Schwer- und Wehmut, die Botox-mässig ihre Gewaltschnute bläht (Ab 10. 12. in den Kinos). ★☆☆☆☆

Weitere Premieren

In the Heart of the Sea — Auf einer Südsee-reise im Jahr 1841 lernte Herman Melville Kapitan Owen Chase kennen, der 1819 Offizier auf dem Walfangschiff «Essex» war, das von einem gewaltigen Pottwal zerstört wurde und Melville zum Meisterwerk «Moby Dick» inspirierte. Ron Howard und Charles Leavitt (Drehbuch) erzählen die Geschichte frei und ziemlich unin-



Puppenstubenhaft: «In the Heart of the Sea».

spierte. Das Ambiente (fast alles wurde im Studio gedreht) wirkt durch das 3-D-Verfahren seltsam puppenstubenhaft, und der Konflikt zwischen Kapitän und Erstem Offizier (Chris Hemsworth) ist lahm und keine Sekunde glaubwürdig. Mit dem Titel annoncierte man eine Nähe zu Joseph Conrads «Heart of Darkness». Die Finsternis ist weit weg. ★☆☆☆☆

Le tout Nouveau Testament — Gott lebt in Brüssel – das ist angesichts der Aktualität ziem-

lich makaber, aber Jaco van Dormaels neuer Streich ist dies auch sonst. Gott (Benoît Poelvoorde) ist ein Familientyrann, der je nach Laune mittels Computer die Menschen traktiert und Zoff mit seiner Tochter Ea (Pili Groyne) hat. Die rächt sich, indem sie sich in seinen Compu-



Durchgeknallt: «Le tout Nouveau Testament».

ter hackt und ein gewaltiges Chaos anrichtet. So lässt sie den Menschen ihre Todesdaten per SMS mitteilen. Die belgische Posse ist extrem schräg, hat ein paar wirklich witzige Einfälle, ist aber auch reichlich wirr. Mit einem Wort: total durchgeknallt. Nur für Fans abstrus-makabrer Knallfrosch-Scherze. ★★☆☆☆

Burnt — Filme sind gemäss Marshall McLuhan ein «heisses» Medium, in dem es brodeln, köchelt und siedet, doch auf die reinen Gaumenfreuden bezog sich das selten. Filme übers Kochen und Essen gehören zum Schwersten und gelingen kaum. Auch John Wells' Porträt eines ehrgeizigen Zwei-Sterne-Kochs, der unbedingt den dritten Stern will, bleibt mehr Behauptung als sinnlich nachempfindbare Kulinarik. Adam Jones (Bradley Cooper) galt mal als Talent, stürzte ab, kehrt geläutert zurück, will die Krone und führt sich in der Küche auf wie Dschingis Khan. Alles schön und gut, nur würde man gerne wissen, was er in die Töpfe zaubert. Die Küche bleibt Kulisse, geschildert wird der Ehrgeiz eines Karrieristen. ★★☆☆☆

Fragen Sie Knorr

Seit der TV-Serie «Stromberg» gilt Christoph Maria Herbst als grosser Komiker. Jetzt feiert ihn die deutsche Presse in «Highway to Hellas». Was um Himmels willen ist an dem komisch? K. S., Riechen



Als Abteilungsleiter in einer Versicherung konnte er schon schön gehässig den Chef rauskehren und mit bösen Dialogen die unterschwellige Hierarchie-Arroganz in deutschen Bürobetrieben aufspießen. «Stromberg» aber war kein deutscher Eigenwuchs, son-

dern die Adaption einer britischen Comedy-Reihe («The Office») mit dem unvergleichlichen Ricky Gervais. Vergleicht man beide, haben Sie natürlich recht, und man kann sich fragen, was an Herbst komisch ist. In «Highway to Hellas» – wäre ja ein tolles Thema: Ein Deutscher sieht auf einer griechischen Insel nach dem Rechten – ist er das, was er schon immer im Grunde war: ein lebenswerter Schussel. Das hat im deutschen Film Tradition.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Radiokritik

Die Stimme Zürichs

Von Thomas Renggli

Er ist weder neutral noch sprachlich immer korrekt. Die journalistische Distanz blendet er zuweilen grosszügig aus. Doch im Zürcher Sport gilt Walter Scheibli, 83, als lebende Legende. Wenn der rüstige Pensionär an einem Spiel der ZSC Lions für Radio 24 zum Mikrofon greift, verrät seine Stimmlage nach der ersten Silbe, auf welcher Seite das Tor gefallen ist.

Der Radioreporter lebt seine Passion in einer Doppelfunktion aus – er ist auch oberster Fan seines Klubs. «Dazu stehe ich, aber ich behandle die Gegner immer mit Anstand und Respekt», sagt er. Beim Staatsradio genügt dieses Bekenntnis allerdings nicht. Nach ein paar Reportagen wurde Scheibli dort in den siebziger Jahren des Feldes verwiesen: «zu reisserisch», beschied ihm die gebührenfinanzierte Obrigkeit.

Trotzdem fand der frühere Torhüter des FC Young Fellows (drei Nationalliga-A-Spiele) seinen Platz in der Schweizer



«Im Internet war ich noch nie»: Scheibli.

Medienlandschaft: als zuweilen überschlagende Stimme des Zürcher Sports.

Als er 1983 für Radio 24 auf Sendung ging, gab es noch keinen Teletext, und DRS 1 vermeldete die Eishockey-Resultate erst ab 22.15 Uhr. «Wir schalteten uns bei jedem Tor live ein und waren die Ersten, die Eishockey-Zwischenresultate brachten.»

Heute fällt die lokale Sportberichterstattung immer mehr dem Sparhammer und dem Live-Ticker der Internetportale zum Opfer. Scheibli nimmt's gelassen: «Ich bin bei der mechanischen Schreibmaschine stehengeblieben. Mein Handy benutze ich nicht, und im Internet war ich noch nie» – muss er auch nicht, denn von seinem Stammplatz im Hallenstadion aus sieht er jedes ZSC-Tor noch immer ganz genau.

Peter Inderbitzin: Walter Scheibli – Die Biografie. Gubelhang. 120 S., Fr. 27.–

Gut vernetzt

Filmpremiere im Kino «Riffraff»; Plattentaufe im «Dolder Grand»; Buchvernissage im Kloster Einsiedeln. *Von Hildegard Schwaninger*



Mit Charme und Treffsicherheit: Christoph Stuehn, Mariann Lewinsky, Antonio Bigini.

Christoph Stuehn ist noch halbwegs jung, aber er hat eine (berufsbedingte) Leidenschaft für das Alte. Der Hobbygeiger, der dank Offenheit, Spontaneität und hübschem Aussehen viel jünger wirkt als seine vierzig Jahre, ist Direktor der Memoriav, des vom Bund unterstützten Vereins für die Erhaltung und Erschliessung audiovisuellen Kulturguts der Schweiz. Stuehn arbeitet in Bern, die Übersiedlung fiel ihm anfangs schwer, da er in Zürich sehr vernetzt ist. Er war in leitender Funktion am Schauspielhaus und im Nationalmuseum tätig, ehe er vor vier Jahren Memoriav übernahm. Er hat seither viel frischen Wind in die 1995 gegründete Bude gebracht – und einiges bewirkt. So zeigte er im Rahmen des Zurich Film Festival den Film «Marie-Louise», der die Flüchtlingsproblematik im Zweiten Weltkrieg

thematisiert (mehr als leichtfüssige Komödie denn als Drama; trotzdem Beitrag zum brennendsten Thema unserer Zeit), und mit seinem Charme schaffte es Stuehn, dass der Film auch am Schweizer Fernsehen ausgestrahlt wurde.

Jetzt hat Stuehn wieder einen historischen Schatz ausgegraben: die Dokumente der Genfer Fotografin und Autorin **Ella Maillart**, die sich 1939 auf die Reise nach Afghanistan und Indien machte (erst mit der Abenteurerin **Annemarie Schwarzenbach**, später allein). Stuehn beauftragte die Filmer **Mariann Lewinsky** und **Antonio Bigini**, aus dem vorhandenen Material einen Film zu machen. «Double Journey» gewinnt an Aktualität, weil viele der von der Schweizer Nomadin besuchten Gegenden heute Kriegsschauplätze sind.

Stuehn wäre nicht Stuehn, hätte er an die Filmpremiere keine Netzwerk-Party angehängt. Unter den Gästen in der Bar des Kinos «Riffraff» in Zürich sah man **Hans Ulrich Glarner**, Kulturbefürworter des Kantons Bern, und **David Streiff**, Präsident der Fotostiftung Schweiz, der bald ein grosses Buch vorlegt: die Biografie von **Manuel Gasser**, dem einstigen Chefredaktor des Kunstmagazins *Du* und langjährigen Feuilletonchef der *Weltwoche* (Limmat-Verlag).

Wenn Jazzpianist **Robi Weber** mit seinem Trio (**Kalli Gerhards**, Bass, **Curt Treier**, Drums) im «The Dolder Grand» spielt, ist die

Bar gerammelt voll. Seit 2008 spielt die Band dort einmal im Monat, jetzt wurde die gute Zusammenarbeit mit einer CD gefeiert: «Swing & Soul Jazz Jewels Live at the Dolder Grand». Bei der Plattentaufe durfte sich Hoteldirektor **Mark Jacob** über eine vollbesetzte Bar freuen. **Monica Weber**, die quirlige Frau von **Robi Weber**, wirbelte gewohnt munter, verkaufte CDs und warb für die nächste Kreuzfahrt, auf der das Trio & Friends musiziert.

Die Bar ist ein Schwachpunkt des «Dolder Grand», das hoch über Zürich erstrahlt. Was sich Architekt **Sir Norman Foster** gedacht haben mag, als er die Bar in den Keller verbannte, ist schwer nachvollziehbar. Er ist Stararchitekt (und somit sakrosankt), doch über diese architektonische Todsünde kann man nur den Kopf schütteln. Die Bar ist Herzstück eines Hotels, Hotspot für spontane Begegnungen. Lobby und Halle, mögen sie noch so angenehm sein, sind kein Ersatz für eine pulsierende Bar. Die Bar im Untergeschoss versteckt: ein Jammer!

Das «Dolder Waldhaus», das auch zu **Urs Schwarzenbachs** Reich gehört, wird im September 2016 abgerissen. Architekt für den Neubau ist nicht mehr Weltstar Foster (sondern **Marcel Meili** und **Markus Peter** aus Zürich).

Für **Gerold Zenoni**, Benediktiner im Stift Einsiedeln, geht ein Herzenswunsch in Erfüllung: Am Freitag kann er im Kloster seinen Bildband über die Kleider der Madonna, der



«Spirituelle Modeschau»: Gerold Zenoni.

mit dem etwas sperrigen Titel «Madonnas Fashion – die Spirituelle Modeschau zum Einsiedler Gnadenbild» daher kommt, präsentieren. Zenoni wirkt im Kloster als Feuerwehrmann, Krankenpfleger und rasender Reporter; sein schönstes Amt aber ist das des Garderobiers der Schwarzen Madonna. Er kleidet die Gottesmutter, hütet ihre kostbaren Kleider, und jetzt kommt das Buch. Abt **Urban Federer** lädt zur Vernissage. Der grosse Moment steht Bruder Zenoni im neuen Jahr 2016 bevor. Da darf er sein Buch dem obersten Chef präsentieren: **Papst Franziskus**. Der hat ihn eingeladen, ihm persönlich das Buch vorbeizubringen. Den Kontakt schmiedete **Georg Gänswein**.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Volles Haus: Monica und Robi Weber.

Es flossen Freudentränen

Die Marketingfachfrau Sabrina Lohner, 29, und der Geschäftsstellenleiter Florian Willisegger, 31, haben kürzlich geheiratet. Zuvor flossen Freudentränen.



Magisch: Ehepaar Lohner-Willisegger.

Sabrina: Nach dem ersten Treffen machte Florian über eine Bekannte meine Telefonnummer ausfindig. Ich mochte sein herzliches Lachen, seine leuchtenden blauen Augen und dass wir gemeinsame Interessen hatten. Meinen Traumpartner hatte ich mir immer sportlich, ehrgeizig und spontan vorgestellt. Nun hatte ich ihn gefunden, wie sich herausstellte.

Florian: Dass wir ein Paar werden, war für mich nach kurzer Zeit klar. Die Chemie stimmte von Anfang an, wir fühlten uns in der Gegenwart des anderen wohl. Ihre grünen Augen und ihr sympathisches Lächeln gefielen mir.

Sabrina: Schwere Zeiten mit längeren Abwesenheiten aufgrund von Militär und Sport bestärkten uns darin, noch mehr für die Beziehung zu tun. Irgendwann haben wir beide zur Sprache gebracht, dass wir es uns sehr gut vorstellen können, zu heiraten und so den Grundstein zu einer gemeinsamen Familie zu legen. Der Zeitpunkt, wann das sein würde, stand aber offen. Wir wollten zuerst unsere Ausbildungen abschliessen.

Florian: Obwohl wir in unserem Bekanntenkreis gute Vorbilder haben und auch unsere Eltern noch immer glücklich verheiratet sind, wussten wir, dass eine super Beziehung nicht

kopierbar ist, dass wir unseren eigenen Weg finden mussten, um glücklich zu werden und es auch zu bleiben.

Sabrina: Die Säulen einer guten Beziehung sind Respekt, Ehrlichkeit, Vertrauen und Toleranz. Offen über Ängste, Wünsche und auch Alltagsprobleme miteinander zu reden, ist unserer Erfahrung nach enorm wichtig für das Gelingen der Liebe.

Florian: Im letzten Jahr verbrachten wir unseren Urlaub auf den Malediven. Am zweiten Abend spazierten wir bei Sonnenuntergang am Strand entlang. Irgendwann blieb ich stehen, umarmte Sabrina, und wir blickten gemeinsam auf das Meer hinaus. Dann flüsterte ich ihr ins Ohr, dass ich ein Leben lang mit ihr zusammen sein wollte, und fragte, ob sie meine Frau werden möchte. Der Moment war magisch. Unkompliziert und doch so romantisch. Wir waren überglücklich, und als ich Sabrina den Verlobungsring ansteckte, flossen ein paar Freudentränen.

Sabrina: Wir durften das Hochzeitsfest so feiern, wie wir es uns wünschten. Ein elegantes Fest mit vielen Farben, bei heissen Temperaturen im Juli. Der bewegende Gottesdienst fand in einer schönen Kirche statt und wurde musi-

«Wir wussten, dass wir unseren eigenen Weg finden mussten, um glücklich zu werden.»

kalisch durch ein Bläserquintett begleitet. Im Schatten grosser Bäume genossen wir den Apéro; das anschliessende Hochzeitsfest fand auf einem Schloss statt. Viele geladene Gäste übernachteten nach dem Fest im Schloss-Hotel. Das ausgiebige Frühstück am nächsten Morgen war ebenfalls wundervoll.

Florian: Für uns beide ist es ein zentraler Wunsch, irgendwann eine Familie zu gründen. Vorerst suchen wir nach einem Eigenheim, in dem wir uns niederlassen können. Und auf kleinen und grossen Reisen – wie die geplanten langen Flitterwochen in Singapur und Bali – möchten wir zuvor die Welt entdecken.

www.stretch.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

Lukas Bärfuss

Von Andreas Thiel —
Stellvertretend für viele Staatskünstler.

Thiel: Das Niveau von euch Staatskünstlern sinkt, je höher ihr subventioniert werdet.

Bärfuss: Diese Behauptung ist grotesk.

Thiel: Nein, grotesk ist es, wenn Kannibalen in der Zirkuspause den Clown an ihre Kinder verfüttern.

Bärfuss: Das ist bizarr!

Thiel: Nein, bizarr ist, dass Palästina der sicherste Ort der Welt ist – aus der Sicht des Schweins.

Bärfuss: Das ist rassistisch!

Thiel: Nein, tierfreundlich. Auf beiden Seiten der Mauer leben Schweinefreunde.

Bärfuss: Du machst dich über Muslime und Juden gleichzeitig lustig!

Thiel: Ich liebe Juden wie Muslime.

Bärfuss: Das ist zynisch!

Thiel: Nein, christlich.

Bärfuss: Das ist Blasphemie!

Thiel: Nein, Blasphemie ist, wenn eine Gottesanbeterin einen Marienkäfer verspeist.

Bärfuss: Ach komm, das ist bloss ein Wortspiel.

Thiel: Nein, bloss ein Wortspiel ist es, wenn ich sage: «Die Neger sind auch nicht die Hellsten.»

Bärfuss: Das ist rassistisch!

Thiel: Nein, rassistisch ist es, wenn ich sage: «Ein Gefängnis stelle ich mir vor wie ein Zebra von innen.» Nein, halt, das ist gar nicht rassistisch ... Lass es mich nochmals versuchen: «wie wenn ein blinder Neger ein Zebra streichelt».

Bärfuss: Das ist gemein!

Thiel: Nein, gemein wäre es, wenn der blinde Neger das Zebra schlagen würde. Aber er streichelt es ja nur. Wenn also ein blinder Neger ein Zebra streichelt, fühlt er des Zebras Streifen?

Bärfuss: Natürlich nicht.

Thiel: Doch, sofern das Zebra an der Sonne steht. Denn dann sind die schwarzen Streifen wärmer. Deshalb leben Zebras in Afrika. Damit auch blinde Neger ...

Bärfuss: Das ist unter der Gürtellinie!

Thiel: Wieso unter der Gürtellinie? Ihr subventionierten Staatskünstler nennt dieses Niveau doch Tiefgang.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Der Charme des kleinen Bruders

Von Peter Rüedi



Die schnurgerade Strasse, die vom Städtchen Bolgheri über fünf Kilometer weit in Richtung Meer führt und bei San Guido rechtwinklig auf die Via Aurelia trifft, heisst auf italienischen Strassenkarten banal «strada provinciale 16d», ist aber, beidseitig von 2400 Zypressen gesäumt, nicht weniger als ein nationales Monument. Giosuè Carducci besang den «viale dei cipressi» in einem Hymnus, der Generationen von italienischen Gymnasiasten einst so quälte wie Schillers «Lied von der Glocke» die deutschen. Mythischer Glanz verklärt die berühmte Zypressenallee noch immer, freilich aus greifbarer Grund. San Guido ist der Sitz der Tenuta, auf der Marchese Nicolò Incisa della Rocchetta den weltberühmten Sassicaia produziert, und weiter landeinwärts trennt die SP 16d die 97 Hektar Weinberge eines anderen önologischen Denkmals in zwei Hälften, die von Ornellaia, gegründet 1981 von Marchese Lodovico Antinori und heute im Besitz des Hauses Frescobaldi. Die ersten Etiketten beider (in Stilistik und Rebsorten sich am Bordeaux orientierenden) Ikonen bewegen sich preislich im dreistelligen Bereich. Aber wo's ums Geschäft geht, denken die Herrschaften auch ans gewöhnliche Volk – sie produzieren auch Zweit-, ja Drittweine: auf San Guido Guidalberto und Le Difese, bei Ornellaia Le Serre Nuove und Le Volte. Der Serre Nuove sei hier gepriesen, nicht nur weil es jüngere Brüder immer schwerer haben, sondern auch weil dieser zwar aus jüngeren Reben gekeltert ist, aber mit der gleichen Sorgfalt vom gleichen hervorragenden Önologen, dem in Bordeaux ausgebildeten Deutschen Axel Heinz. Nicht anders als der Zweitwein von Latour ist Le Serre Nuove als eigenständige Grösse anerkannt. Der Blend aus Merlot, Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc und etwas Petit Verdot ist mit seiner feinen roten Frucht, den Gewürz- und Ledernuancen und den domestizierten Tanninen schön zugänglich, aber keine Eintagsfliege. Er wird auch in zwanzig Jahren noch *bella figura* machen.

Le Serre Nuove dell'Ornellaia Bolgheri DOC 2013. 14,5%. Bindella, Zürich. Fr. 48.–. www.bindella.ch

Kulinarisches Theater

Im «Atera» in New York wird moderne, hervorragende Küche an einem Tresen serviert. Zur Nachahmung empfohlen. Von David Schnapp



Das Essen kommt von vorn: Chefkoch Ronny Emborg (l.), Chef de Service Matt Abbick.

Zuerst finde ich den Eingang nicht, er liegt unscheinbar in einem Geschäftshaus im New Yorker Stadtteil Tribeca. An elegant gekleideten Gentlemen, welche die Gäste an der Tür empfangen, lässt sich auf den zweiten Blick erkennen, dass hier gut gegessen werden kann. Das «Atera» (zwei Michelin-Sterne) gehört wie die «Ateliers» von Joël Robuchon (ein bis zwei Sterne) oder «The Table» von Kevin Fehling (drei Sterne) in Hamburg zu den Tresen-Restaurants. Man sitzt also nicht an weissgedeckten Tischen, sondern an einer Bar und wird vom Servicepersonal oder von den Köchen selbst gewissermassen frontal bedient. Es ist – gerade im «Atera» – eine Art kulinarisches Theater.

Der erfreuliche Effekt dieser Sitzordnung zeigt sich in einer gelösten Atmosphäre; die Gäste kommen leicht miteinander ins Gespräch. Das New Yorker Paar rechts von mir hat Freude am Wein, und zwei Dänen fühlen sich wie zu Hause. Denn für die filigrane, hochmoderne Küche ist der Däne Ronny Emborg verantwortlich, der zuvor unter anderem im legendären «El Bulli» oder als Privatkoch für die dänische Königin gearbeitet hat.

Das Menü beginnt mit einer Rose, in der marinierte Randenscheiben und eine Hummercreme versteckt sind, dazu wird Rosenessig versprüht. Es geht, unter vielem anderen, weiter mit einem skulpturalen Gericht, bei dem

unter einer Cassis-Gelee-Folie ein Stück gebratene Foie gras liegt, die mit Cassis-Gel, Erdnusscreme und gerösteten Erdnüssen kombiniert wird. Was uns schliesslich zu einem Stück sorgfältig gebratenem Lammrücken mit caramelisierten Zwiebeln, einem dichten Jus und einer ganzen Anzahl Kräutern bringt, die in einem Kellerraum im Untergeschoss des Gebäudes sorgfältig gezogen werden.

Zum höchst abwechslungsreichen 18-Gang-Menü (235 Dollar, zweieinhalb Stunden) gibt es eine Weinbegleitung (195 Dollar), eine alkoholfreie Getränkebegleitung (85 Dollar) oder eine Tee-Begleitung (65 Dollar). Das ist ebenso innovativ wie geschmacklich interessant. Und unter der Führung von Matt Abbick zelebriert das Servicepersonal selbst die unterschiedlichen heissen und kalten Tees oder den im Filterverfahren gewonnenen und hervorragend schmeckenden Kaffee, mit viel Liebe zum Detail. Service und Küche bieten so ein eindruckliches Schauspiel. Es ist erstaunlich, dass in der Schweiz noch niemand ernsthaft versucht hat, Essen der Spitzenklasse auf eine solche theatrale Art zu servieren.

Restaurant «Atera», 77 Worth Street, New York, Tel. +1 212 226 1444. Sonntags und montags geschlossen; nur Abendessen.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

SUV auf Speed

Im Range Rover Sport SVR begleitet einen vibrierendes Donnern über Strasse und Rennpiste. *Von David Schnapp*

Zu den überflüssigen Fragen in einer freiheitlich-marktwirtschaftlich organisierten Welt gehört diese: «Braucht man das?» Diese überflüssige Frage wird besonders gerne gestellt bei stark motorisierten Autos. Noch häufiger wird sie gestellt bei stark motorisierten SUVs. Aber die Frage ist vollkommen uninteressant. Es gibt eine Nachfrage, es gibt ein Angebot. Fertig.

Aber da ist – abgesehen von ökonomischen Grundsätzen – noch etwas anderes: Stark moto-

risierte SUVs machen einfach Spass. Zum Beispiel der neue Range Rover Sport SVR (Special Vehicle Operations). Man muss nur einen Milliliter Benzin im Blut haben, um dieses Auto auffregend zu finden. Die Grundparameter stellen sich einem wie folgt dar: 4,8 Meter lang, 2387 kg schwer; Achtzylinder-Motor mit Kompressoraufladung aus dem Jaguar F-Type – 550 PS, 680 Nm Drehmoment (3500–4000 U/min), 4,7 Sekunden von 0 auf 100 km/h und natürlich Allradantrieb.

Und wenn man davor- oder danebensteht, sieht er ein bisschen böse aus. Unser Testwagen kam in knalligem Blau daher, 21-Zoll-Felgen und blaue Brembo-Bremssättel, weiter ein furchteinflössender zweigeteilter Kühlergrill für das Überholprestige und schliesslich vier Endrohre, die aus dem schwarzlackierten Heckdiffusor herausragen. Bloss die ebenfalls schwarz lackierten seitlichen Lufteinlässe aus Kunststoff, die keine Funktion zu haben scheinen, wirken etwas spielzeughaft. Und im Inneren geht es weiter mit High-Speed-Optik, wozu die in zweifarbigem Leder gehaltenen

Sportsitze mit integrierten Kopfstützen viel beitragen. Kurz, es sieht alles genau so aus, wie es muss: von allem etwas zu viel. Denn so opulent dieser Wagen optisch und technisch erscheint, so gross ist die Fülle an Erlebnissen, die man damit haben kann.

Rekordzeit für SUVs

Vorausgesetzt natürlich, es macht dem Fahrer dieses Range Rover Freude, dass sein Auto nach dem Druck auf den Startknopf ziemlich laut wird. Mit vibrierendem Donnern fahren wir los, erst über Landstrassen und Autobahnen und dann auch auf eine abgesperrte Rundstrecke. Schliesslich wurde der Wagen auf der berühmt-berüchtigten Nordschleife getestet, wo mit 8:14 min eine Rekordzeit für SUVs notiert wurde.

Kurz zuvor fuhren wir mit dem SVR-Fahrzeug noch über Geröll und matschige Waldwege, und nun stehen wir – nachdem die Reifen kurz vom Dreck gesäubert wurden – am Eingang zum Rundkurs von Monticello im US-Bundesstaat New York. Mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Begeisterung treibt man dieses SUV auf Speed durch Kurven und wundert sich über die Leichtfüssigkeit und natürlich über die schiere Kraft, die hier entfesselt wird.

Im normalen Leben sind diese Fähigkeiten wohl nicht jeden Tag gefragt. Aber hier geht es um etwas anderes: darum, dass man sie zur Verfügung hat.

Range Rover Sport SVR

Leistung: 550 PS / 405 kW
Höchstgeschwindigkeit: 260 km/h
Hubraum:
4999 ccm
Preis:
Fr. 154 900.–





«Halber One-Night-Stand»: Komiker und Schauspieler Rocchi, 58.

MvH trifft

Massimo Rocchi

Von Mark van Huisseling — Kann man ernst über Komik reden? Man muss, wenn man diplomierter Pantomime ist und einen Ehrendoktor hat.

Massimo Rocchi ist ein Komiker und Schauspieler, er ist italienisch-schweizerischer Doppelbürger. Bei Wikipedia steht über ihn: «Die ersten Programme waren rein pantomimisch, bevor er sich zum sprechenden Pantomimen und zum Sprachakrobaten entwickelte.» Der 58-Jährige karikiert Nationalitätenklischees sowie sprachliche Eigenheiten. Was nicht bei Wikipedia steht: Er ist neben Dieter Meier der einzige Antwortgeber, den MvH bisher getroffen hat, der ohne Fragen auskommt. Mit anderen Worten: Er spricht ohne Aufforderung und verbreitet die Botschaft, die er verbreiten möchte – selbständig. Sein aktuelles Bühnenprogramm «EUä» ist ab 3. Dezember im Theater 11 in Zürich zu sehen (sechs Auftritte) und danach in verschiedenen anderen Städten (www.massimorocchi.ch). Rocchi, Vater zweier Töchter, lebt in Basel; er und ich sind ein bisschen bekannt miteinander, seit wir vor einigen Jahren zusammen Juroren einer Talentshow waren.

«Du bist diplomierter Pantomime der Marcel-Marceau-Schule, hast einen Ehrendoktor der Universität Freiburg – ein ernsthafter Ansatz für Komik ...» – «Bravo; danke, dass du das Wort «ernsthaft» benutzt. Weil ich nicht glaube, dass ich meinen Beruf mit Ironie oder Humor ausübe. Mein Polarstern punkto Komik ist Molière. Ich lese immer wieder seine Komödien, die als Hauptdarsteller Kranke, Geizige und machtsüchtige Menschen mit Masken und Perücken vorsehen. Bei meinem ersten Kleintheaterbesuch in Bern im Jahr 1982 war ich über alle Massen überrascht. Ich erlebte dort eine mir unbekannte Form des Theaters – Kabarett, eine Theaterform ohne Bühnenbild und Maske. «Das ist aber übermütig», dachte ich mir, «ein Eiswürfel auf dem Zahnfleisch.» Meine Theaterwurzel liegt beim Karneval und bei der Fasnacht. Komik interessiert mich. Die grösste Wende in der Komik passierte im 17. Jahrhundert, als der Hofnarr

abgeschafft wurde. Abgeschafft von einem Prinzen, der sagte: «Das kann ich selber», und: «Ich bekomme auch Applaus.» Danach war es fertig mit den Hofnarren, und die Könige wollten selber lustig werden.

Humor und Satire kann man niederschreiben, zeichnen und singen; die Komödie nur spielen. Im Theater geht's nicht um Realität, sondern um Hypothesen: «Wie wär's, wenn ...?» Das ist der Motor des Theaters. Ein bisschen wie bei Kindern, die Räuber und Polizisten spielen. Ich frage mich zum Beispiel in «EUä»: «Wie wär's, wenn wir 1515 in Marignano gewonnen hätten?» Und stelle mir dann die Schweiz heute vor – mit der Lombardei als 27. Kanton ... Vielleicht ist es doch besser, die Schlacht verloren zu haben, nicht war?

Ich sehe das Theater als Turnhalle der Gefühle – mit vollem Körpereinsatz. Was für ein Abenteuer ist doch ein Theaterabend: Ein Besuch ist ein Seitensprung in der Gesellschaft. Das Theater ist ein Ort, wo wir uns nicht kennen – wir gehen hin, sitzen im Dunkeln mit Unbekannten und fühlen dasselbe wie diese. Ist es vielleicht eine Form gesellschaftlicher Konkordanz? Ich liebe das Publikum sehr, aber ich muss es nicht kennen. Und das Publikum würde mich gerne kennenlernen – oder manche Zuschauer vielleicht auch nicht – aber es ist nicht nötig; wir sind verliebt in dieses Gefühl, das keine Liebe ist. Es ist ein halber One-Night-Stand, ein kleines Wunder. Zusammen zu lachen, ist nicht die Lösung jedes Problems, tut aber saugt.

Wenn ich damit beginne, ein Theaterstück zu erarbeiten, heisst das für mich erstens, jeden zweiten Tag körperliches Training zu absolvieren, und zweitens, viel zu lesen. Meine Bücher werden immer dicker und schwerer. Und Kondition muss auch sein: Ein Schauspieler braucht seinen Körper, um etwas auf die Bühne zu «schreiben». Eine grosse Inspirationsquelle ist es, in der Schweiz mit dem Zug unterwegs zu sein: In der ersten Klasse hört man unerwartete Geschäfts- und Familiengespräche, die laut stattfinden, mit. Und in der zweiten Klasse bekommst du es mit dicken Rucksäcken zu tun, die dich überfallen. Am Morgen riecht ein Zug wie ein Duty-free-Shop – und am Abend wie ein Paar Socken in einer Alphütte. Am schwierigsten ist es für mich, einen Titel für meine Theaterstücke zu finden. Erst wenn ich einen habe, gehe ich mit dem Stück auf die Bühne: So kann das Wort Fleisch werden. Aber wissen Sie, Herr van Huisseling, ich weiss nie im Voraus, ob ein Stück gut ankommt. Das entscheidet nur Seine Majestät, das Publikum. Theater ohne Publikum ist wie ein Meeresriff ohne Fische und Korallen: langweilig. Wenn ich einmal den Titel habe, sage ich, dann steht mein Programm – und der Titel ist «EUä».

Sein liebstes Restaurant: «Mein Lieblingsrestaurant ist dort, wo meine Freunde sind.» Restaurant «Schützenhaus», Schützenmattstrasse 56, Basel, Telefon 061 272 67 60

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15			16	
17						18								
	19													
						20			21	22				
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36				37				
38										39				
		40						41						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Reaktionen auf Renitenz

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Man könnte ihn als himmlischen Föhn bezeichnen. 6 Heiliger Krieg, ausgesprochen amerikanisch. 10 Gebildete Geliebte, wie Alexander der Grosse sie mochte. 12 Gerade strebt sie nach oben, oder dann nach unten. 15 Das Kind wäre wohl artig zu nennen, wenn es nur nicht so unordentlich wäre. 17 Einen solchen Grund sucht so mancher, um sich diskussionslos abzusichern. 18 Professionelles Team, verlässt sich ganz auf Pferdestärken. 19 Es zu bieten trägt den Widerspruch in sich. 20 Fruchtsaft ganz nach Gusto der Schweizer. 23 Die Kleidung ist manchmal auch Verkleidung. 26 Sicher nicht unangenehm und ja: fast schon nett. 27 Die Abkürzung wird ihrem Namen vollauf gerecht. 28 Wer an Gerd Müller denkt, hat, wie wir nun wissen, leider auch ihn im Kopf. 31 Für den Bauingenieur ist sie das A und O. 34 Der Perser wurde gewissermassen unter den Teppich gekehrt und nennt sich nun so. 35 Zusammen mit Grono und Lugano der wärmste Ort der Schweiz. 37 Vielleicht nicht perfekt, dafür aber korrekt und anständig. 38 Das Musik-Genie ist Milos Formans Werk. 39 Der ... ist dann eben auch wirklich ... 40 Fünfzig Prozent eines Betriebs zur Veredelung von Rohstoffen. 41 Eine wie "Was du nicht willst, dass man dir tu – das füg auch keinem andern zu".

Senkrecht — 1 Wichtige Stütze des schweizerischen Sozialversicherungssystems. 2 Piemont: der Karneval von dort, und Olivetti ebenfalls. 3 So genannter Herzog von Bayern wie auch Abt von Cluny. 4 Barack Obama hat es, François Hollande sicherlich nicht. 5 Wird die Sache schmierig, sind bestimmt sie mit im Spiel. 6 Sie bevölkern den Himmel, total global. 7 Für Dostojewski war er eine Station auf dem Wege zur Wahrheit. 8 So machen – da wissen die Kinder abends, um was es geht. 9 Neben Einzahl und Mehrzahl hier die Zweizahl, wie der Grammatiker weiss. 11 Fazit: von irgendwoher beeinflusst und daher nicht objektiv. 13 Nicht mehr grün hinter den Ohren und als zuverlässig ausgewiesen. 14 Spielkarten der divinatorischen Art. 16 Ein solches Spiel machte Hermann Hesse zum Nobelpreisträger. 21 Es wirkt wirklich verstärkend, ziemlich stark sogar. 22 Steht zwischen Palmöl und Kerze. 23 Ein persischer Schatzmeister und christlicher König. 24 Die durch reellen Zahlenwert bestimmte Grösse entspricht dem Segelflosser. 25 Sie hilft in beschränkter Form weltweit Kindern. 29 Ziemlich unbeteiligt, hiess es früher. 30 Unter anderem sind sie aus Quellen gespeiste Nahrungsquellen. 32 Bibelkunde: alttestamentliches Dankopfer. 33 Nach ihm besitzt man etwas mehr, für wie lange auch immer. 36 Tessiner Pendant des RTS in der Romandie. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 444

	P	F	L	O	C	K		S		M	A	D	I	G
S	I	R	U	P		I	N	E	S		L	A	B	E
H	U	E	N	E		P	A	S	T		I	L	L	E
I		N	A	C	H	S	P	E	I	S	E		R	U
P	A	I	R		A		A	L	L	E	R	G	I	E
	N			B	U	I	N		E	L	S	A	S	S
L	I	T	F	A	S	S		S	T	I	E	R		S
	M	I	A	U		B	R	U	T		E	D	G	E
P	A	N	D	A	B	A	E	R		B	L	E	I	
U	L	T	I	M	O		B	E	G	R	E	N	Z	T
C		E	N	T	R	E	E		L	I	N	I	E	
K	O	N	G		N		C	A	P	E		E	H	E

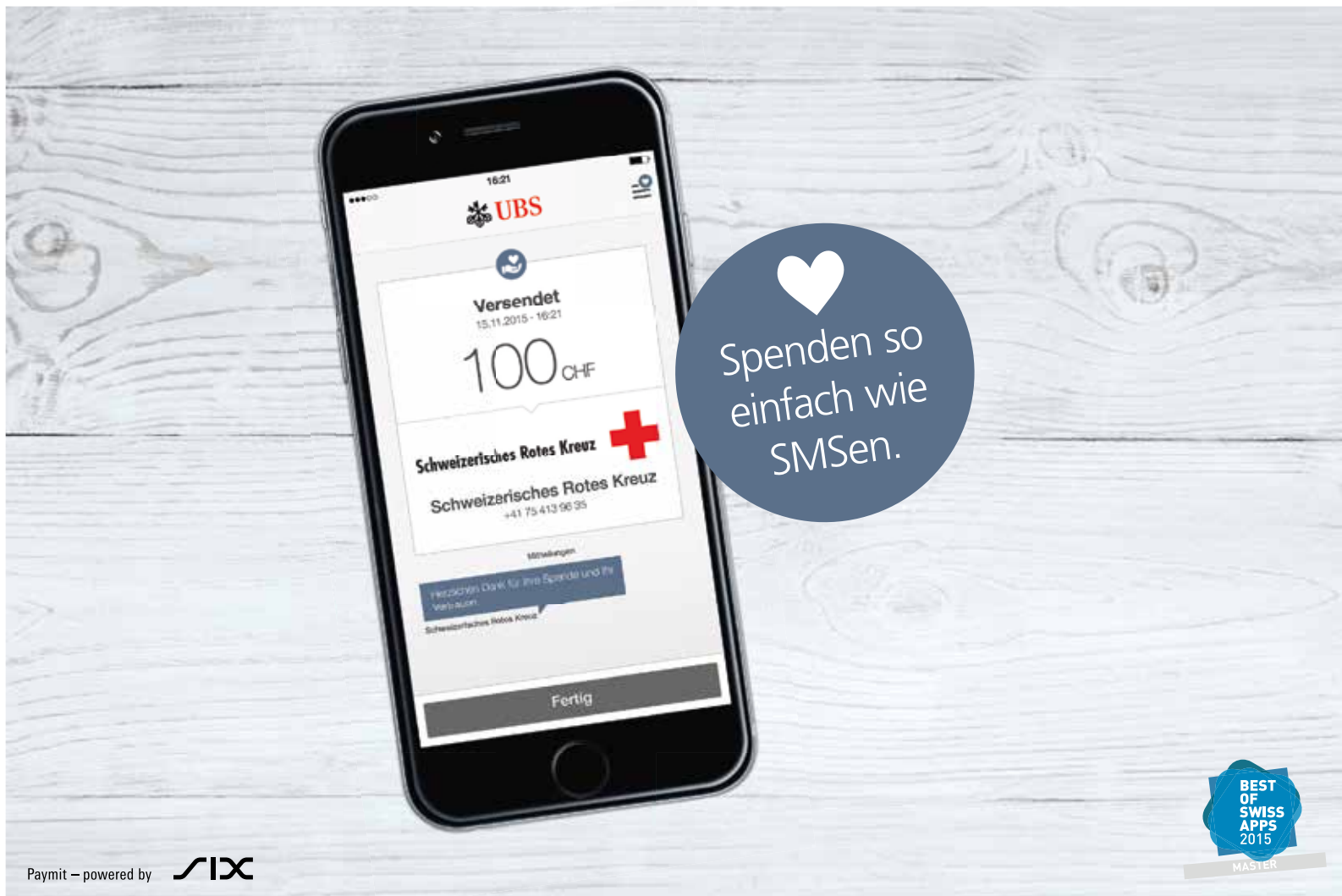
Waagrecht — 1 PFLOCK 7 MADIG 12 SIRUP
13 INES (Sein) 16 LABE (tschech. Name f. Elbe)
17 HUENE 18 PASTILLEN 20 NACHSPEISE
22 RU (Ur [-zeit]) 23 PAIR (gerade, von den Zahlen beim Roulette) 25 ALLERGIE 27 BUIN
29 ELSASS 30 LITFASS (Erfinder der gleichnamigen Säule) 33 STIER 34 MIAU 35 (Art) BRUT (z.B. Jean Dubuffet) 37 EDGE (engl. f. Grenze)
39 PANDABAER 41 BLEI 42 ULTIMO (umgangssprachl. f. sehr lange) 43 BEGRENZT
45 ENTREE 46 LINIE 47 KONG 48 CAPE
49 EHE

Senkrecht — 1 PIU (forte, Musik: lauter) 2 FREN
3 LUNAR (den Mond betreffend) 4 OPEC 5 KIPS
6 SESEL 8 ALLERSEELEN 9 DAL 10 IBERIS
11 GENUESSE 12 SHIP (engl. f. Schiff) 14 NA-PAN 15 STILETT 19 ISELI (Kunstmaler, geb. 1934) 21 HAUS (Adolf Loos: Wegbereiter d. modernen Architektur) 24 ANIMAL (engl. für Tier) 26 GARDENIE 27 BAUAMT 28 ISBA (einfaches russ. Holzhaus) 31 TINTEN (-fisch: gehört zoolog. zum Stamm d. Weichtiere) 32 FADING (engl. f. Abnutzung) 33 SURE 36 REBEC 38 GIZEH 39 PUCK (auch ein Kobold) 40 BORN 41 BRIE 44 GLP (Grünliberale Partei)

Lösungswort — **MENTALITAET**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Spenden mit UBS Paymit



Gutes tun liegt jetzt in Ihrer Hand.
ubs.com/paymit

Folgende Hilfsorganisationen akzeptieren bereits UBS Paymit:



Schweizerisches Rotes Kreuz

